

13 Erinnerungen an Flucht und Vertreibung

# rausgeschmissen

Eine Dokumentation des  
Zeit-Geschichte(n) e. V. – Verein für erlebte Geschichte

rausgeschmissen: 13 Erinnerungen an Flucht und Vertreibung / eine Dokumentation  
hrsg. vom Zeit-Geschichte(n) e.V. – Verein für erlebte Geschichte. - Halle, 2002

Gefördert vom Regierungspräsidium Halle, Dezernat 27

2. Auflage 2003 gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt

Redaktionelle Bearbeitung: Heidi Bohley, Wolfgang Kupke  
Gestaltung: Steffi Kaiser  
Druck: Druckerei druck-zuck GmbH, Halle

Zu beziehen über:

Zeit-Geschichte(n) e.V. – Verein für erlebte Geschichte  
Große Ulrichstr. 51, 06108 Halle  
Tel.: (0345) 20360-40 Fax: -41  
zeit-geschichten@t-online.de

Fotos: alle privat

ISBN 3 – 9808120 – 1 – 4

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	4
Adolf Bienert	<i>Sudetenland</i>
Ausgewiesen – wer nimmt uns auf? .....	7
Charlotte Dreßler	<i>Schlesien</i>
Rausgeschmissen – etwas anderes war es nicht .....	23
Wolfgang Gottschlich	<i>Schlesien</i>
Marschziel: Heimat .....	32
Gerald Grohmann	<i>Sudetenland</i>
Unsere Vertreibung und die Zeit danach .....	68
Horst Hähnel	<i>Schlesien</i>
Glück gehabt .....	76
Christina Kunert	<i>Sudetenland</i>
In 10 Minuten die Wohnung verlassen .....	93
Wolfgang Kupke	<i>Schlesien</i>
Hier alles polnisch .....	98
Käte Schumann	<i>Schlesien</i>
Mit 11 war meine Kindheit zu Ende .....	127
Gertrud Stiehl	<i>Sudetenland</i>
Von Mährisch-Ostrau nach Magdeburg .....	137
Olga Teichert	<i>Schlesien</i>
Ein Brief an die Mutter .....	144
Lothar Teschke	<i>Westpreußen</i>
Tapfere Eltern .....	155
Annegret Weinert-Engel	<i>Schlesien</i>
Unser Schutzengel führte die Lok aus der Gefahr .....	186
Grete Wollny, geb. Filbrandt	<i>Pommern</i>
Mit meinem pommerschen Dickschädel habe ich es geschafft! ..	195

## Vorwort

Die Stadt Halle dokumentiert im Stadtarchiv folgende Bevölkerungsentwicklung:

Einwohner	1945	1946	1947	1948	1949
Gesamt	213.090	228.817	240.190	242.543	241.500
davon „Umsiedler“	18.853	24.079	32.845	33.925	34.002

Mit der Bezeichnung „Umsiedler“ (später „ehemalige Umsiedler“) entledigen sich die neuen Machthaber des unbequemen Themas und verweisen die traumatischen Folgen von Flucht und Vertreibung in den Bereich des Privatlebens, obwohl immerhin jeder 7. Einwohner der Stadt Halle davon betroffen ist – meist Frauen, Kinder und alte Leute. Eine Privatangelegenheit?

12 Millionen Menschen müssen – nur weil sie deutscher Herkunft sind – die Orte, in denen ihre Familien seit vielen Generationen verwurzelt sind, verlassen.

Zwischen 120.000 und 2 Millionen liegt die vermutete Zahl der Menschen, die dabei ihr Leben verlieren.

Auf 1,4 Millionen schätzen Historikerinnen die Zahl der Frauen, die damals vergewaltigt worden sind.

[Alle Zahlen aus „SPIEGEL special – Die Flucht der Deutschen“ 2/2002]

In der DDR war der 8. Mai ein gesetzlicher Feiertag, Tag der Befreiung genannt. Ein Sowjetsoldat mit Kind auf dem Arm symbolisierte das offizielle Bild des Befreiers. Vergewaltigungen?

– Alles Gräuelpropaganda! In der offiziellen Lesart hatte die Sowjetarmee die DDR vom Faschismus befreit wie von einem bösen Zauber. Nun lebten hier die „Antifaschisten“ und im Westen waren die „alten Nazis“. Die 68er Zäsur zwischen den Generationen gab es im Osten nicht. Die Einen glaubten die Legende vom wundersamen Verschwinden des Faschismus durch Besat-

zung, die Anderen fragten sich, wie man den Eltern Anpassung vorwerfen kann, wenn man selbst nur selten den Mut hatte, nein zu sagen.

Und die Kinder der Vertriebenen? Wie hätten sie die Erzählungen von „damals, als wir noch zu Hause waren“ verstehen können? Die Namen der Orte gab es auf keiner Landkarte, Privatreisen nach Polen waren erst ab den siebziger Jahren möglich. Wenn es um „die schlimme Zeit“ ging, wurden die Stimmen leise. Man sprach in Andeutungen, ängstlich, wie von etwas Unerlaubtem. Es gab keine Literatur darüber, nur selten private Fotos. Nirgendwo außerhalb der Familie war es ein Thema. Es blieb etwas bedrückend Unwirkliches.

Wolfgang Kupke, selbst Vertreibungschild, suchte im vorigen Jahr über einen Aufruf des „Zeit-Geschichte(n) e.V.- Verein für erlebte Geschichte“ nach Zeitzeugen. Das war oft schwieriger als erwartet. Vielen Menschen sitzt immer noch aus DDR-Zeiten die Furcht vor öffentlicher Rede im Nacken. Andere wollen die leidvolle Erinnerung lieber nicht noch einmal hervorholen.

Darum sei den hier Versammelten ganz besonders gedankt, dass sie diese Texte geschrieben und für eine Veröffentlichung freigegeben haben: 13 Geschichten, 13 von 12 Millionen ...

Viele erzählen aus ihrer damaligen Kinderperspektive. Sie berichten, wie Freundlichkeit auch vom Feind kommen konnte und Feindseligkeit von den eigenen Leuten und wieviel davon abhing, was für einem MENSCHEN sie begegneten: einem, der seine eigenen Kinder auch in den Kindern des Feindes sah oder einem, der sich nicht scheute, eine Frau in Anwesenheit ihrer Kinder zu vergewaltigen.

Möge das Buch dazu beitragen, dass Verletzungen heilen und Versöhnung möglich wird.

Heidi Bohley, Halle im Juli 2002



## Ausgewiesen – wer nimmt uns auf ?



*Niemes im Polzental (Bez. Böhmeisch Leipa), Geburtsort von Adolf Bienert*

Es war der 13. Juni 1945, ein Tag, welcher mir und meinen Lieben immer in trauriger Erinnerung bleiben wird, war es doch der Tag, an dem wir den kostbarsten Besitz, unsere liebe Heimat für immer verloren. Der Grund dieser grausamen Strafmaßnahme bestand einzig und allein darin, daß wir deutsch sprachen und unser Heimatland Böhmen war.

Wir wohnten in Deutsch-Gabel, einem kleinen Städtchen am Südrande des Lausitzer Gebirges. Am Abend des 17. Juni wurde durch Lautsprecherwagen verkündet, daß alle Einwohner, die keine besondere Bescheinigung vom tschechischen Narodny Vybor besaßen, am nächsten Morgen um 7 Uhr auf dem Sammelplatz an der Straße nach Hermsdorf zur Ausweisung sich stellen müssen. Zuwiderhandelnde würden in ein Konzentrationslager abtransportiert. An diese Nacht vom 17. zum 18. Juni 1945 werde ich stets mit Schauern zurückdenken.

Adolf Bienert

Das Allernotwendigste wurde zusammengepackt – aber was ist das Allernotwendigste?

Ich sehe meine liebe Frau noch immer vor dem großen Schranke stehen, um die besten Sachen herauszusuchen, aber wie schwer war die Wahl! Es konnte doch nur ein kleiner Teil mitgenommen werden, weil unser Handwagen, den wir auf der Flucht vor den Russen Anfang Mai mit nach Niemes genommen hatten, dort stehengeblieben war und nun nicht zur Verfügung stand. So packten wir die gefüllten Taschen und Rucksäcke auf mein Fahrrad. Da wir pro Person nur 100 Reichsmark bei uns haben durften und alles übrige Geld, Schmuck, Uhren, Sparkassenbücher und andere Wertsachen zusammen mit den Wohnungsschlüsseln in einem Säckchen abgegeben werden mußten, versteckte ich einen ansehnlichen Geldbetrag in der hohlen Lenkstange des Fahrrades. Als wir, meine Frau, meine 17jährige Tochter Inge und ich, um 7 Uhr früh zur Sammelstelle kamen, wurden wir von jungen Tschechen, die sich „Partisanen“ nannten und Afrikauniformen der Deutschen Wehrmacht trugen, einer Gepäck- und Leibesvisitation unterzogen. Das Fahrrad wurde uns sofort weggenommen; da half kein Bitten. Nun war auch das versteckte Geld nicht mehr zu retten. Und so standen wir nun da und wußten nicht, wie wir unser Gepäck auf dem uns bevorstehenden Fußmarsch über das Gebirge tragen sollten.

Da sahen wir zum Glück eine junge Frau, die mit der einen Hand ihr Baby im Kinderwagen schob und mit der anderen Hand einen Handwagen mit zwei Koffern zog. Sie erschien uns wie ein rettender Engel, als sie uns anbot, unsere Sachen mit draufzupacken, wenn wir ihr den Handwagen ziehen würden. So war uns allen geholfen.

Es war wohl gegen 11 Uhr, als sich unser trauriger Zug, bestehend aus etwa 300 Personen, in Richtung Reichsgrenze in Bewegung setzte. Unsere bewaffnete tschechische Begleitmann-



schaft verfuhr mit uns wider Erwarten recht human. Man gönnte uns in Anbetracht der Sonnenglut wiederholt eine kurze Rast, vor allem, wenn es bergauf ging. (Wir erfuhren später, daß man bei anderen Transporten die Menschen, die nicht mehr weiterkonnten, mit der Reitpeitsche vorwärtstrieb.)

Es mochte gegen vier Uhr nachmittag gewesen sein, als wir die Grenze bei Krombach passierten und in Jonsdorf reichsdeutschen Boden betraten. Zu unserem größten Erstaunen zogen sich die Tschechen sofort auf ihr Territorium zurück und überließen uns unserem Schicksal. Wir waren plötzlich frei, aber ohne Bleibe. Die Frau, auf deren Wagen wir unser Gepäck hatten verstauen dürfen, verabschiedete sich jetzt von uns, weil sie glücklicherweise ganz in der Nähe, in Hain, Verwandte besaß, zu denen sie mit ihrem Baby gehen wollte. Unsere abgeladenen Sachen lagen nun am Straßenrand. Als wir alle noch ganz ratlos dastanden, sagte uns jemand, daß auf einer Anhöhe ein großes Kurhaus leerstehen würde, in dem wir unterkommen könnten. Weil uns drei ein Massenquartier aber wenig lockte, machte ich mich auf Wohnungssuche, während meine Frau und Inge bei unseren Sachen blieben. Und wirklich – ich hatte Glück! Schon im ersten Haus stellte uns eine sehr liebe, mitleidsvolle Frau namens Frieda Lischke ein kleines Zimmer mit zwei Betten zur Verfügung. Sie besaß Ziegen und bot uns gleich einen Napf Ziegenmilch an. Da wir immer hofften, in die Heimat zurückkehren zu können, blieben wir sechs Tage bei ihr.

Aber diese Tage waren mehr und mehr von Nahrungssorgen ausgefüllt, weil unsere mitgenommene Verpflegung zusammenschrumpfte und Lebensmittelkarten nur an die einheimische Bevölkerung ausgegeben wurden. Mittags gab es in einem Gasthaus für einige Pfennige Suppe, aber nicht alle Tage war man bei dem großen Andrang in der glücklichen Lage, einen Teller davon abzubekommen.

Auf dem Bürgermeisteramte hing eine Tafel mit dem Wortlaut: „Im eigensten Interesse müssen sich alle Flüchtlinge schnellstens in Richtung Mecklenburg in Bewegung setzen. Es gibt nur eine Parole: Wer nicht verhungern will, muß laufen!“ Alles ganz wohl und gut, aber wie sollten wir fortkommen?

Es war nun in erster Linie meine Aufgabe, einen Handwagen aufzutreiben. Jedes Haus in Jonsdorf und Umgebung habe ich abgeklappert, und schließlich wurde meine Ausdauer in Olbersdorf bei Zittau belohnt. Eine Frau brachte mir einen tadellosen Handwagen, sogar mit Bremse. „Den schenke ich Ihnen, von einem Vertriebenen nehme ich kein Geld“, sagte sie. Es gab also in dieser schweren Zeit immer noch Menschen mit Herz. Als ich mit meinem Wagen nach Jonsdorf zurückwanderte, fühlte ich mich wie ein kleiner König, und meine Frau war nicht weniger freudig überrascht, als sie hörte, daß ich den Handwagen sogar umsonst bekommen hatte. Und da wir inzwischen die Hoffnung auf eine Heimkehr aufgegeben hatten, sind wir schließlich am 24. Juni frühmorgens in Richtung Mecklenburg, besser gesagt, ins Ungewisse aufgebrochen.

Unser Weg führte uns über Großschönau aus dem Lausitzer Gebirge heraus, und am frühen Nachmittag erreichten wir Spitzkunnersdorf. Am Ortseingang stand eine sogenannte Ortskommission, deren Hauptaufgabe es war, den ankommenden Vertriebenen zu sagen, daß der Ort mit Flüchtlingen bereits überfüllt sei, und sie fortzuschicken.

Mit dem Bemerkten, daß wir nur ein wenig verschnaufen wollten, bogen wir aber doch in den im Tale liegenden Ort ab. Da folgte uns ein Herr dieser Kommission und sagte zu uns in überraschend freundlichem Tone, wir sollten in das Haus Nr. 77 gehen, da wohne er, er heiße Altmann. Seiner Frau sollten wir sagen, wir wären von ihm geschickt worden. Wir trauten kaum unseren Ohren über soviel Entgegenkommen und wanderten er-

leichterten Herzens dem Hause Nr. 77 zu. Als wir Frau Altmann den Grund unseres Kommens erklärt hatten, nahm sie uns freundlich auf und stellte uns zu unserer Überraschung ein sehr schönes Zimmer zur Verfügung. Nachdem wir uns vom Staube der Landstraße gereinigt hatten, bewirtete sie uns wie liebe Gäste. So viel Herzlichkeit konnten wir kaum fassen.

Am nächsten Morgen regnete es in Strömen, so daß wir erst gegen Mittag unsere Wanderung fortsetzten. In Oderwitz kam uns eine endlose Kolonne Russen und Polen entgegen. Ortsbewohner warnten uns, in Richtung Löbau weiterzuziehen, da es sonst passieren könnte, daß man uns den Handwagen mitsamt der Habe wegnimmt. Dieser Gefahr wollten wir uns nicht aussetzen, und wir gingen deshalb zum Bahnhof, um mit einem Zug weiterzufahren. Er fuhr bis Ebersbach, wo wir gegen 19 Uhr ankamen. Unsere größte Sorge war nun, wo wir die Nacht verbringen sollten. Doch siehe da, als wir so ratlos in der Schulstraße vor dem Haus Nr. 9 standen, öffnete sich im 2. Stock ein Fenster, und ein junger Mann fragte herab, ob wir ein Nachtquartier suchten. Als wir dies bejahten, lud er uns freundlich zu sich ein. Kurz darauf kam seine Mutter nach Hause und war nicht wenig über den unverhofften „Besuch“ überrascht. Als sie Bedenken äußerte, daß ihre Wohnung für drei Schlafgäste zu klein wäre, erklärte sich ihr Sohn spontan bereit, uns sein Zimmer zur Verfügung zu stellen und bei einem Freund zu übernachten. Über so viel Selbstlosigkeit waren wir zutiefst gerührt. Wir verbrachten aber den Abend noch gemeinsam in bester Unterhaltung und erfuhren, daß er der Sohn eines gefallenen Offiziers war. Seine Mutter hieß Margarete Minnich.

Am nächsten Tage, es war der 26. Juni, benutzten wir wieder die Bahn, es ging in Richtung Dresden. Der Zug fuhr jedoch nur bis Sohland, wo wir gegen 10 Uhr ankamen. Wir mußten alle aussteigen, weil die Eisenbahnbrücke in den letzten Kriegstagen

gesprengt worden war. Eine Weiterfahrt war erst in Neustadt möglich, etwa 18 km von Sohland entfernt. So mußten wir bei sengender Sonnenglut nach Neustadt laufen. Die Straße führte fast immer an der tschechischen Grenze entlang. Wenn wir an Bauernhäusern vorbeikamen, versuchte meine liebe Frau, etwas Eßbares zu erbetteln, was ihr gottlob ab und zu gelang; sonst hätten wir wohl hungern müssen.

Gegen 4 Uhr nachmittag kamen wir in Neustadt an. Bei der Suche nach einem Nachtquartier hatten wir wieder Glück.

Paul Einsiedel, ein Dachdeckermeister, nahm uns auf.

Am nächsten Tag konnten wir in einem Güterzug nach Dresden weiterfahren. In Pirna hatten wir zwei Stunden Aufenthalt. Der ganze Bahnsteig war voll von Vertriebenen, die man von Aussig mit dem Zug bis Pirna gebracht hatte. Uns fiel auf, daß niemand einen Handwagen oder Ähnliches besaß. Auf unsere Frage wurde uns gesagt, daß jeder nur soviel mitnehmen durfte, wie er selbst tragen konnte.

In Dresden-Niedersedlitz sind wir ausgestiegen, weil ich hoffte, über Frau Johanna Wahl, Buchbergstraße Nr. 7, meine Schwester mit Familie wiederzufinden. Sie hatte mir mit einem entlassenen Kriegsgefangenen Anfang Juni einen Brief geschickt, in dem sie schrieb, daß sie Teplitz verlassen müssen und sich, wenn möglich, bei Frau Wahl melden werden. Aber auf dem städtischen Meldeamt in Niedersedlitz war weder eine Johanna Wahl noch eine Buchbergstraße bekannt.

So standen wir wieder einmal ratlos da, und zu allem Elend fing es auch noch an zu regnen. Da kam ein etwa 12jähriges Mädchen auf uns zu und fragte uns, ob wir ein Quartier suchen. Als wir dies bejahten, führte sie uns in eine Siedlung am Rande der Stadt. Die Mutter des Mädchens war durchaus nicht erfreut, als wir, vom Regen durchnäßt, vor ihrer Haustür standen, und sagte, daß sie für drei Personen wahrhaftig keinen Platz hätte.

Wir hatten uns jedoch kaum 50 Schritte vom Haus entfernt, als sie uns zurückrief und sagte, wenn wir mit einem Bett und einem Kinderbett zufrieden wären, könnten wir bleiben. Die tränenumflorten Augen des kleinen Mädchens verrieten uns dann, was die Gesinnungsumkehr der Mutter bewirkt hatte. Wir blieben sogar zwei Tage und halfen unserer Wirtin in ihrem großen Garten bei der Obsternte. Sie gab uns dafür reichlich zu essen. Als wir uns verabschiedeten, weinte sogar unsere Wirtin und sagte, wenn wir in Gittersee, unserem nächsten Ziel, keine Unterkunft fänden, dann sollten wir zu ihr zurückkommen. Diese gute Frau hieß Gertrud Jester und wohnte in der Buchsbaumstraße 1.

In Gittersee wohnte ein mit uns befreundetes Ehepaar namens Krenzlin, das öfter bei uns zu Besuch war. Frau Krenzlin hielt uns für politisch Verfolgte, und da ihr Mann den Posten eines Polizeiwachtmeisters bekleidete, befürchtete sie, durch uns in eine unangenehme Lage zu geraten. Wir konnten ihr jedoch leicht den Grund unserer Ausweisung erklären, und so war das Eis schnell gebrochen. Nach dem Mittagessen ging ich mit Inge in die Innenstadt von Dresden, um für uns eine sogenannte „Reisebescheinigung“ zu besorgen. Der Anblick Dresdens erschütterte uns sehr. Zwei Stunden lang liefen wir nur durch Trümmer, und als wir endlich vor dem zuständigen Amte anlangten, hatte es bereits geschlossen. Zu Krenzlins zurückgekehrt, öffnete uns Herr Krenzlin und begrüßte uns auf das herzlichste. Er holte eine Flasche Rotwein aus dem Keller, die er, wie er sagte, für einen ganz besonderen Anlaß aufgespart hatte.

Leider mußten wir am nächsten Morgen wieder Abschied nehmen, denn die Ernährungslage war in Dresden katastrophal. Krenzlins hatten selber kaum etwas zu essen, und unsere Verpflegung bestand an diesem Tage nur noch aus einer kleinen Tüte Zucker, den wir noch aus der Heimat besaßen. Also hieß es, so schnell wie möglich diese Hungergegend zu verlassen.

Adolf Bienert

Und wieder ging es durch diese endlose Trümmerwüste zu dem Amte, welches die Reisebescheinigungen ausstellte.

Eine große Menschenschlange stand schon davor, in die ich mich einreihete. Nach ungefähr zwei Stunden war ich dann im Besitze dieser Bescheinigung. Man gab uns den Rat, unsere Wanderung in Richtung Weinböhla-Großenhain fortzusetzen. Bis Weinböhla könnten wir mit der Straßenbahn fahren. Die Bahnen waren aber so mit Menschen vollgestopft, daß es ganz aussichtslos war, mit einem Handwagen hineinzukommen. Also ging es auf Schusters Rappen nach Weinböhla, das zirka 15 km entfernt lag. Als wir etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten, konnte ich meine Frau und meine Tochter doch dazu bewegen, die Straßenbahn zu benutzen. Sie erwarteten mich dann an der Endstation und atmeten erleichtert auf, als wir wieder beisammen waren. In Weinböhla trafen wir Frau Lindacker und Frau Lugsch mit dem kleinen Hansi, zwei Frauen aus unserer Heimatstadt, deren Männer irgendwo in Kriegsgefangenschaft waren. Sie hatten viel Angst und baten darum, sich uns anschließen zu dürfen, und so wanderten wir von nun an zu sechst.

Bei einem Bauern erhielten wir nicht nur ein Nachtquartier, sondern auch Milch und Kartoffeln, die unsere leeren Mägen füllten, so daß wir satt und rechtschaffen müde von dem langen Tagesmarsch einschliefen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als wir auf dem Bahnhof ankamen, erfuhren wir, daß sonntags kein Zug nach Großenhain fährt. So gingen wir zu unserem Bauern zurück und baten ihn, noch eine Nacht bei ihnen bleiben zu dürfen, worin er auch einwilligte, wir sollten jedoch erst am Abend wiederkommen. Wir konnten verstehen, daß diese guten Menschen wenigstens Sonntag ihre Ruhe haben wollten. Während meine vier Frauen in der nahegelegenen Kirche den Gottesdienst besuchten, saß ich mit unseren Habseligkeiten auf einer Parkbank und über-

dachte unsere traurige Lage. Zu Mittag gab es auf Befehl des russischen Ortskommandanten für Flüchtlinge in einem Gasthaus eine Suppe, die wir uns schmecken ließen.

Am nächsten Morgen, dem 2. Juli, fuhren wir dann mit einem Güterzug nach Großenhain. Vor dem Bahnhofsgebäude lagerte eine große Menge Polen, die schon tagelang auf den Heimtransport warteten und – wie uns die Leute erzählten – zur Landplage wurden. Was halbwegs mitzunehmen war, wurde gestohlen oder mit Gewalt genommen. Man riet uns wieder, die Hauptstraße zu meiden und über die Dörfer weiterzuziehen. So landeten wir am späten Nachmittag in dem Dorfe Zabeltitz. Dort erfuhren wir, daß auf dem nahegelegenen Gute Arbeitskräfte gesucht würden. Wir meldeten uns deshalb auf dem Gemeindeamt, und der Bürgermeister gab uns ein Empfehlungsschreiben für den Gutsverwalter mit. Als Nachtquartier bot er uns das leerstehende Schloß an, das in einem wunderschönen Parke lag. Das Schloß beherbergte wertvolle Gemälde aus der Dresdner Gemäldegalerie. Leider waren viele Bilder schwer beschädigt und den Porträts die Augen ausgestochen worden. Auch war, sehr zur Freude unserer Tochter, eine reichhaltige Bibliothek vorhanden. In Ermangelung von Möbelstücken baute sie sich aus Büchern einen Hocker und einen Tisch, um daran zu lesen. Zwei Tage haben wir uns dort aufgehalten. Mit uns wohnte auch noch eine dreiköpfige Berliner Familie in diesem Schloß, die sich uns anschloß, als wir schließlich am 4. Juli weiterzogen, weil es mit einer Arbeitsvermittlung auf dem Gute trotz der Versprechungen doch nicht geklappt hatte.

Unser nächstes Ziel war Reichenhain im Kreis Bad Liebenwerda, wo wir bei Heinrich Lindner im Haus Nr. 37 übernachten konnten. Zum Abendbrot gab es Pellkartoffeln mit Quark und zum Frühstück Butterbrot und Kaffee; das war für uns ein Göttermahl. Am 5. Juli endete unsere Wanderung in Beutersitz bei einer allein-

Adolf Bienert

stehenden Bäuerin mit drei Kindern, die vor Arbeit nicht ein noch aus wußte und uns trotzdem aufnahm. Wir halfen ihr und trugen in Eimern Wasser herbei, um das Vieh zu tränken. Erst um halb 11 Uhr abends war alle Arbeit getan. Am nächsten Morgen zogen wir weiter.

Als wir in Langennaundorf eine kurze Rast machten, kam ein Mann auf uns zu und sagte, er hätte für unsere Inge eine Arbeitsstelle auf dem Bauernhof von Otto Müller. Wir gingen hin, und die Bäuerin war wirklich nicht abgeneigt, unsere Inge aufzunehmen. Es war jedoch die Zustimmung des Bürgermeisters notwendig, die am anderen Tage eingeholt werden sollte. Wir trennten uns von unseren Reisebegleitern und halfen gleich bei der Heuernte. Zur Pause gab es Butterbrot mit Wurst, und auch das Abendbrot war sehr reichlich und gut. Am nächsten Morgen ging Herr Müller zum Bürgermeister und kam mit dem Bescheide zurück, daß niemand im Dorfe aufgenommen werden darf. Allzu traurig waren wir darüber nicht, denn es wäre uns nicht leichtgefallen, uns von unserer Tochter zu trennen. So packten wir unsere Habseligkeiten auf das Wägelchen und wanderten in Richtung Herzberg weiter. Schon im nächsten Dorf trafen wir Frau Lindacker und Frau Lugsch mit ihrem Hansi. Sie schienen auf uns gewartet zu haben, und so zogen wir nun wieder zu sechst weiter. Wir waren ungefähr eine Stunde gelaufen, als unserer Inge plötzlich übel wurde, vermutlich vom ungewohnten fetten Frühstück bei Müllers. Wir legten eine Ruhepause ein und setzten uns in den Straßengraben, aber unserer Inge ging es nicht besser, sondern nur schlechter, und schließlich wurde sie ohnmächtig. Zu allem Unglück fing es auch noch tüchtig an zu regnen. Ich lief in das seitwärts der Straße gelegene Dorf Friedrichluga, um Hilfe zu holen, aber niemand erbarmte sich. Schließlich bat ich den Bürgermeister um eine Unterkunft. Der wies mich ebenfalls ab und sagte, wir sollten sehen, daß wir



weiterkämen.

Eine alte Frau, die es gut mit uns meinte, gab mir den Rat, in die Schule hineinzugehen, dort läge noch Stroh von anderen Flüchtlingen. Daraufhin bezogen wir kurzerhand die leerstehende Schule, in der sogar ein altes Sofa stand, auf das wir unsere kranke Inge betten konnten. Es war auch ein Kochherd und Holz vorhanden, so daß die Frauen von erbettelten Lebensmitteln etwas kochen konnten. In dieser Schule blieben wir drei Tage, ohne daß sich jemand um uns kümmerte. Nachdem sich Inge erholt hatte und wieder frisch und munter war, zogen wir am 9. Juli weiter und kamen nach kurzer Wanderung in Herzberg an. Diese Stadt gefiel uns sehr, wir wurden freundlich aufgenommen, und Inge erhielt sogar als Jugendliche eine Lebensmittelkarte für einen Tag, was uns noch nirgends passiert war. Wir kauften Erbsen in Büchsen, und bei einem Fleischer bekamen wir sogar Würst. Im Gasthaus „Moritz“ konnten wir übernachten und zahlten für das Bett 1 RM. Da es leider nicht möglich war, in Herzberg Arbeit und damit eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, zogen wir am 10. Juli schweren Herzens ins Ungewisse weiter. Am Nachmittag erreichten wir das kleine Dorf Arnsnesta. Als wir noch etwas unschlüssig vor dem Gemeindeamte standen, geschah etwas Ungewohntes; der Bürgermeister kam heraus, begrüßte uns freundlich und ging sogar mit uns auf Quartiersuche. Er sorgte dafür, daß wir nicht nur Unterkunft, sondern auch eine gute Verpflegung erhielten. Am anderen Tage bot man uns ein leerstehendes Forsthaus als ständige Bleibe an. Bei dem Gedanken, in dieser unruhigen Zeit ganz allein mitten im Walde zu wohnen, gruselte es meiner Frau, und so verließen wir am 12. Juli dieses gastfreundliche Dorf, wenn auch schweren Herzens. Wir wanderten bis Prensendorf, von wo man mit der Bahn in Richtung Berlin weiterfahren konnte. Als der Zug auf dem kleinen Bahnhof von Prensendorf hielt, luden wir unseren Hand-

wagen in den Gepäckwagen und fuhren bis Jüterbog mit. Was sich dort auf dem Bahnhof abspielte, ist kaum zu beschreiben. Als wir ankamen, stand schon der Zug zur Abfahrt nach Berlin bereit. Er war derartig überfüllt, daß selbst die Dächer mit Menschen voll besetzt waren. Und nun wollten auch noch aus unserem Zuge Hunderte von Menschen mit Gepäck mitfahren. Da verließen wir den Bahnhof, um zu Fuß weiterzuwandern.

Kaum hatten wir die Stadt verlassen, gerieten wir in eine endlose Kolonne Russen und Polen, die auf beiden Seiten der Straße lagerten. (Wie ich später von einem Russen erfuhr, waren es 4000 Menschen, die auf dem Weg in ihre weit entfernte Heimat waren.) Als wir mitten darin waren, erhoben sie sich um in gleicher Richtung wie wir weiterzumarschieren. Meine vier Frauen wagten vor Angst gar nicht miteinander zu sprechen, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Es war allen unheimlich zumute, zumal die Straße jetzt durch einen großen Wald führte. Als mich ein neben mir laufender Russe fragte, ob wir auch nach Hause wollten, kamen mir meine Sprachkenntnisse aus der russischen Gefangenschaft im 1. Weltkrieg zugute, und ich unterhielt mich mit ihm in einem Kauderwelsch von Russisch und Tschechisch. Dabei hatte ich immer nur die eine Hoffnung, an einer Straßenkreuzung ausscheren zu können, was uns endlich bei Tiefenbrunnen gelang. Wir bogen nach rechts ab und liefen wie von einem Alpdruck befreit, auf dieser einsamen Landstraße allein weiter. Nach einiger Zeit kam uns ein Fuhrwerk entgegen, und wir erhielten die Auskunft, daß das nächste Dorf nur noch eine Viertelstunde entfernt sei und Klausdorf heiße. Es war schon gegen 8 Uhr abends, als wir dort ankamen. Der Bürgermeister brachte uns beim Bauer Emil Haase unter, wo wir auch ein reichliches Abendbrot erhielten. Als wir uns anschließend mit den Bauersleuten unterhielten, mußten wir sehr aufpassen, um sie zu verstehen, denn sie sprachen plattdeutsch. Sie erzählten

uns, daß die Russen ganz unerwartet das kleine Dorf besetzt hatten, als sich noch rund 100 SS-Soldaten im Ort befanden. Sie wurden in kurzer Zeit überwältigt und alle ohne Gnade erschossen. Als wir uns am nächsten Morgen, es war der 13. Juli, verabschiedeten, schenkte uns diese liebe Bäuerin eine Luftmatratze und versorgte uns auch noch reichlich mit Proviant.

Unser nächstes Ziel war Bardenitz. In diesem großen Dorf erhielten wir sogar einen Schein zum Einkauf von Brot. Ein Nachtquartier fanden wir beim Bauer Bernhard Hennig, Nr. 74. Wir waren kaum dort, als sämtliche Fenster und Türen sowie das Hoftor verbarrikadiert wurden, weil man nachts große Angst vor plündernden Russen hatte. Auch hier bekamen wir reichlich zu essen, und am anderen Morgen packte uns Frau Hennig Wurststullen ein und gab uns noch eine Tüte Mehl und einen Topf Quark mit auf den Weg.

Wir wanderten auf einem Waldweg in Richtung Treuenbrietzen und fanden unterwegs eine Unmenge Pilze, weil sich wohl von den Einheimischen keiner in den Wald getraute, um sie zu sammeln. Wir trafen Schlesier, die ihren großen Pferdewagen selber zogen, weil man ihnen die Pferde weggenommen hatte. Wir halfen ihnen, von dem sandigen Waldweg auf die feste Straße zu gelangen. Gegen Mittag erreichten wir Treuenbrietzen und machten eine kurze Rast. Dann wanderten wir in Richtung Belzig weiter. An diesem Tage brannte die Sonne so heiß auf den Asphalt, daß wir unsere Schuhe anziehen mußten und nicht wie sonst barfuß laufen konnten, um die Schuhsohlen zu schonen. Am Spätnachmittag erreichten wir das Dorf Haseloff und erhielten beim Bauer Benk ein Quartier. Wir putzten nun die gesammelten Pilze, und unsere Bäuerin briet sie in einer großen Pfanne. Da sich auch noch andere Flüchtlinge zu diesem Festessen einfanden, waren sie schnell aufgegessen. Am anderen Morgen klagte meine Frau über Fußschmerzen, so daß wir einen Ruhe-

Adolf Bienert

tag einlegen mußten. Zu Mittag kochte meine Frau von dem mitgebrachten Mehl Knödel, die allen auch ohne Fleisch vorzüglich schmeckten.

Am 16. Juli ging unsere Wanderung weiter. Leider fing es an zu regnen, und so waren wir sehr froh, daß wir bei einem Bauern in Dahnsdorf bleiben konnten. Wegen des schlechten Wetters brachen wir am nächsten Tag erst spät auf und kamen gegen Mittag in Belzig an, wo wir aufgrund unseres Flüchtlingsausweises in einem Gasthaus Suppe bekamen. Anschließend gingen wir zum Arbeitsamt. Hier stand schon eine lange Menschen Schlange; alle hofften, Arbeit zu bekommen und dadurch in Belzig bleiben zu können. Nach zwei Stunden waren wir an der Reihe, aber von einer Arbeitszuweisung war keine Rede. So mußten wir Belzig verlassen und in Richtung Mecklenburg weiterwandern. Am Spätnachmittag erreichten wir das Dorf Benken. Wie nun schon gewohnt, baten wir den Bürgermeister um ein Nachtquartier, aber er meinte, wir sollten uns selbst eine Unterkunft suchen. Die fanden wir dann auch bei Frau Benke, die uns sogar eine Stube mit Betten zur Verfügung stellte. Von ihr erfuhren wir, daß im abseits von der Straße gelegenen Nachbardorf Werbig Arbeitskräfte für die Ernte gesucht würden. Das war eine gute Nachricht!

Am anderen Morgen, es war der 18. Juli, gingen wir auf einem Feldweg in dieses kleine Dörfchen mitten im Fläming. Ich hatte den Eindruck, daß wir die ersten Vertriebenen waren, die diesen Ort erreichten. Man wußte dort tatsächlich noch nicht, was sich nach Kriegsende in unserer Heimat ereignet hatte. Als wir unser Schicksal erzählten, kam man aus dem Staunen gar nicht heraus. Man schickte uns zum Bürgermeister, damit der uns helfen sollte. Bei seinem Haus angekommen, vernahmen wir ein herrliches Geigenspiel, und dann stellte sich heraus, daß dieser Musiker der Bürgermeister war. Als Mitglied des Berliner Rundfunk-

orchesters war er in den letzten Kriegswochen nach Werbig geflüchtet und, weil er die russische Sprache beherrschte, von den Russen als Bürgermeister eingesetzt worden. Er wollte uns in Werbig aufnehmen; dies bedurfte aber der Zustimmung des russischen Kommandanten. Er gab uns ein Begleitschreiben mit, und wir machten uns auf den Weg in das 7 km entfernte Städtchen Görzke, in dem sich die Kommandantur befand. Und dann geschah das Wunder: wir erhielten die Aufenthaltsgenehmigung und zugleich Lebensmittelkarten. Das war ein unbeschreibliches Glücksgefühl, endlich einen Ort gefunden zu haben, in dem wir bleiben durften. Wir waren dadurch wieder in die menschliche Gemeinschaft aufgenommen.

#### Nachbemerkung

Diesen Bericht schrieb mein Vater, Adolf Bienert, am 2.3.1890 in Niemes (jetzt Mimon) in Nordböhmen geboren, auf der Grundlage von Notizen, die er während unserer Landstraßenwanderung jeden Tag stichpunktartig aufgezeichnet hatte.

In Werbig, wo wir endlich eine Bleibe fanden, konnten wir in ein Fremdenzimmer des Dorfgasthofes „Zur Erholung“ einziehen, und wir fanden bei Frau Martha Borgwald, einer herzenguten Bäuerin mit vier Kindern, deren Mann noch in Kriegsgefangenschaft war, Arbeit.

Da mein Vater Buchhalter war, holte man ihn aber bald ins Gemeindeamt zur Erledigung der Schreibarbeiten. Später wählte man ihn sogar zum Bürgermeister.

Auch mir, seiner damals 17jährigen Tochter, widerfuhr etwas völlig Unerwartetes: Anfang August 1945 bat mich Herr Wiedemann, der damalige Lehrer der einklassigen Werbiger Schule, ihn „für ein paar Tage“ zu vertreten, da er in Magdeburg etwas zu erledigen hätte. Er hatte nämlich erfahren, daß ich in meiner Heimat eine Lehrerbildungsanstalt besucht hatte.

Adolf Bienert

Nachdem es ihm gelungen war, meine Bedenken zu zerstreuen, sagte ich ihm zu.

Aus den „paar Tagen“ wurden allerdings Monate und schließlich Jahre. Herr Wiedemann war nicht wiedergekommen, weil er als Antifaschist eine Rektorenstelle an einer Magdeburger Schule angetreten hatte.

So fand unsere Odyssee doch noch ein gutes Ende, besser gesagt, einen hoffnungsvollen neuen Anfang.

Ingeborg Dahme, geb.Bienert

## Rausgeschmissen – etwas anderes war es nicht



*Friedeberg um 1938*

In Friedeberg am Queis wurde ich 1920 geboren. In der Hitlerzeit wurde Friedeberg am Queis umbenannt in Friedeberg im Isergebirge, obwohl wir nur am Rande des Isergebirges lebten. Friedeberg war eine Stadt mit ca. 3000 Einwohnern, umgeben von den Dörfern Birkicht, Gebhardsdorf, Egelsdorf und Röhrsdorf, letzteres nur durch den Queis getrennt. Friedeberg besaß eine evangelische und eine katholische Kirche und die dazugehörigen Friedhöfe, sowie eine evangelische und eine katholische Schule. Der überwiegende Teil der Bevölkerung war evangelisch. Das Geschäftsleben spiegelte sich wider in 10 Bäckereien, 9 Fleischereien, etlichen Kolonialwarengeschäften, sowie Schuster, Schneider, Sattler, Schmiede, Frisöre und Gaststätten, um nur die Hauptsächlichsten zu nennen. Zur Versorgung der Stadt gehörten vor allen Dingen auch die Landwirte, die im Stadtvorwerk, das am Eingang von Friedeberg lag, aber

auch in verschiedenen Straßen ihre Wirtschaften hatten. Rings um die Stadt selbst lagen große Felder und Äcker, die stets bestellt waren und guten Ertrag brachten an Getreide, Kartoffeln und Futter für das Vieh. Zur Feldbestellung hatten die Landwirte Pferde und Kühe. Schweine grunzten in den Ställen und Hühner gackerten im Hof. Die Bevölkerung der oben erwähnten Dörfer bestand hauptsächlich aus Landwirten bzw. Bauern, die zum Teil große Höfe besaßen.

Erwähnt sei noch das Röhrsdorfer Dominium, welches seinen Sitz oberhalb der Spinnerei hatte. Der Pächter, den ich zu meiner Zeit kannte, hieß Eckhold. Arbeitsplätze für die Bevölkerung boten die eben erwähnte Röhrsdorfer Spinnerei, die Etikettenfabrik der Firma Mandig, Dreslers Buchdruckerei, wo unsere Tageszeitung „Bote aus dem Queistale“ gedruckt wurde. Das Sägewerk, das Elektrizitätswerk und die Gebirgsmolkerei nicht zu vergessen. Friedeberg besaß auch ein Krankenhaus und ein evangelisches Gemeindehaus mit Gemeindeschwestern. Etliche Friedeberger, hauptsächlich Frauen, fuhren auch zur Arbeit nach Gebhardsdorf und Greiffenberg in die Greiffwerke und Winklers Fabriken.

Unser kleiner Bahnhof war die Verbindung zur großen Welt. Dort kam täglich etliche Male der Zug von Greiffenberg und fuhr nach Meffersdorf/Wigandstal bis nach Heinersdorf ins Böhmisches hinein. Wer nach Bad Flinsberg wollte, mußte in Friedeberg umsteigen in die Isergebirgsbahn. Der Zug brachte vor allen Dingen viele Kurgäste, meistens Berliner.

Meine Schulzeit von 1926-1934 verging. Große Vorkommnisse in der Zeit waren 1930 unser Umzug aus der Wohnung auf der Greiffenberger Straße, in das am Rande der Stadt auf der Hindenburgstraße 31 gebaute 12-Familienhaus, später genannt Reichseigenheim, wo wir Kinder unter alten Eichen und Kastanien einen wunderbaren Spielplatz hatten. In Erinnerung an



meine Schulzeit sind mir noch die Schulausflüge ins Gebirge nach dem Kesselschloß, der Heufuderbaude und der Tafelfichte. In der näheren Umgebung wanderten wir bis Goldentraum an die Talsperre oder zur Burgruine Greiffenstein, wo Graf Schafgotsch im Schloß mit seiner Familie seinen Sitz hatte. Doch die meiste Zeit weilte er in seinem Schloß in Bad Warmbrunn. Zu erwähnen wäre noch das bekannte und allseitig beliebte Friedberger Kinderfest, das in den Sommerferien stattfand.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, führte er den Reichsarbeitsdienst ein. Viele meiner Klassennkameraden, inzwischen 18jährig, wurden eingezogen oder meldeten sich freiwillig für 6 Monate, Jungen und Mädchen. Die Sudetenstraße von Bad Flinsberg nach Schreiberhau wurde in diesen Jahren gebaut. Was wir damals noch nicht wußten, alles Vorbereitungen für den Krieg. Als 1939 der Krieg ausbrach und die wehrpflichtigen Männer eingezogen wurden, mußten die Frauen ihre Stellen einnehmen. Über unsere kleine Stadt, wo jeder den anderen kannte, kam viel Trauer und Leid. Nachrichten über gefallene oder vermißte Männer, Väter oder Söhne, waren das Tagesgespräch.

Im Januar 1945 kamen die ersten Flüchtlinge, teils in Trecks, aber auch mit der Bahn, aus den oberschlesischen Gebieten, auch aus Breslau und Umgebung. Wir waren erschüttert. Wer irgend konnte, machte Wohnraum frei, um diese Menschen mit ihrer kleinen Habe aufzunehmen. Auch wir hatten eine Familie aufgenommen, Mutter, Tochter und 3 Kinder, das Kleinste noch ein Säugling. Nach etlichen Wochen wurden diese Flüchtlinge weiter transportiert bis in das damalige Sudetenland. Da die Front immer näher rückte und schon bei Lauban war, wurden auch die Greiffenberger aufgefordert die Stadt zu verlassen und so lebten von Februar 45 bis Kriegsende am 8. Mai nochmals Mutter, Tochter und ein Kind bei uns.

Am 7. Mai 1945 bekamen wir Friedeberger die Aufforderung bis zum Abend die Stadt zu verlassen, da die Front näher rücke und Friedeberg verteidigt werden sollte. Am Abend wurde noch die Brücke über den Queis gesprengt. Was für ein Schwachsinn! Die Einwohner mit den Flüchtlingen packten nun das Nötigste auf kleine Leiterwagen und zogen damit in die nächsten Dörfer auf das Gebirge zu. Auch wir, meine Eltern, meine Schwester und ich mit unseren 3 Flüchtlingen, verließen unsere Wohnung und machten uns auf den Weg.

In Volkersdorf fanden wir bei unseren Verwandten eine Bleibe. Am nächsten Morgen, dem 8. Mai 1945, erfuhren wir durch Mund-zu-Mund-Propaganda, daß der Krieg zu Ende sei. Eine Last fiel uns vom Herzen, aber was würde nun kommen? Wir begaben uns sofort wieder auf den Heimweg. Unsere Stadt war vom Krieg unversehrt geblieben. Die Front war nicht näher gekommen. Unterwegs begegneten wir russischen Soldaten, die uns um unsere Uhren erleichterten, ansonsten wurden wir bis Friedeberg nicht mehr behelligt. Wir hörten dann von Plünderungen und Vergewaltigungen, hauptsächlich auf den Dörfern. Ein paar Tage später wurden wir aufgefordert unsere Wohnungen im Reichseigenheim zu verlassen, es sollte als Lazarett umfunktioniert werden.

Mein Vater arbeitete seit 30 Jahren im Elektrizitätswerk, er hatte schon dort gelernt. Dort konnten wir auf dem Dachboden unterkommen, es war für die nächste Zeit unser Zuhause. In der Stadt mußten auch etliche Villen frei gemacht werden für russische Offiziere. Doch schon nach etlichen Tagen konnten wir wieder in unsere Wohnungen zurück, denn das mit dem Lazarett hatte nicht geklappt, das ganze Haus war unbewohnt geblieben. Außer unserem Ausziehtisch, den wir später am Stadtwaldrand wieder fanden, wo die russischen Soldaten kampiert hatten, fehlte nichts.

Am 24. Juni 45 marschierten die Polen ein. Sofort verbreitete sich in der Stadt die Nachricht wie ein Lauffeuer, daß wir Deutschen alle raus müßten, zurück bis hinter die Neiße, das Gebiet gehöre jetzt den Polen. Es war wie ein Schlag ins Gesicht für uns, wir konnten und wollten es nicht glauben. An diesem Tag wurden auch die ersten Deutschen ganz willkürlich aus den Häusern gejagt und zur Neiße getrieben. Auch wir mußten an diesem Tag unsere Wohnung wieder verlassen und in unser notdürftiges Quartier im Elektrizitätswerk. Da wir weder Radio noch Zeitung besaßen, waren wir von der übrigen Welt wie abgeschnitten. Die Radios und Fahrräder mußten wir gleich in den ersten Tagen nach Kriegsende alle abgeben.

Im Hotel „Goldener Adler“ lagen sie dann bergeweise achtlos übereinander geworfen.

Nach Kriegsende wurde Friedeberg in Spokojna Gora umbenannt, aber nur für kurze Zeit, später hieß es Mirsk. Ab 1. Juli 1945 stand es unter polnischer Verwaltung.

In den Sommermonaten mußten dann junge Mädchen und Frauen, auch ein paar heimgekehrte Soldaten waren dabei, nach Goldbach, einige Kilometer von uns entfernt, zur Erntehilfe. Meine Schwester und ich waren auch dabei, nachdem wir beide aus der Schlesischen Gebirgsmolkerei, in der wir gearbeitet hatten, entlassen waren. Am Tage arbeiteten wir unter der Bewachung von zwei russischen Soldaten auf den Feldern, von der Heuernte bis zum Getreide ernten und dreschen, sowie zum Kartoffellesen. Die Mahlzeiten, die meistens aus Suppe bestanden, nahmen wir gemeinsam an einer großen Tafel beim Landwirt Gustav Schä1 in Goldbach ein und Nachtquartier hatten wir bei deutschen Familien. Wenn wir nach Feierabend mal heimlich unser Quartier verließen, um zu Hause nach dem rechten zu sehen, nahmen wir den Weg durch die Felder und ließen manchen Krautkopf oder später auch Kürbis in unserem Rucksack

verschwinden. Die Eltern freuten sich über jede zusätzliche Ration, denn um die Ernährung war es schlecht bestellt.

In der darauf folgenden Zeit zogen auch die Polen mit ihren Familien ein. Sie waren die neuen Besitzer in Geschäften und Landwirtschaften. Die Deutschen lebten bis zu ihrem Abtransport mit den Polen in ihren Häusern auf engstem Raum, was verständlicherweise nicht immer gut ging.

Seit März 1946 arbeitete ich bei einer polnischen Familie im landwirtschaftlichen Haushalt in Röhrsdorf. Die Familie, früher hinter dem Bug wohnend, wurde von den Russen genauso vertrieben, so erzählten sie immer. Zwischen uns bestand ein gutes Verhältnis. Die zwei Kleinkinder lernten von mir deutsch sprechen und da ich nicht polnisch konnte und mir das Lernen auch schwer fiel, den Polen es umgekehrt genauso erging, spielten die Kinder oft den Dolmetscher, da sie durch ihre Eltern die Muttersprache lernten. In dieser schweren Zeit konnte ich auch meine Eltern mit Lebensmitteln, d.h. Milch, Butter und Mehl, sowie mit den täglichen Resten des Mittagessens, das mir die Polin abends immer in die Tasche packte, gut unterstützen.

1946 wurden auch die großen Flüchtlingstransporte zusammengestellt. Wer dran war, bekam am Tag zuvor einen Zettel mit der Aufforderung, sich am nächsten Tag, es war meistens ein Sonntag, mit dem Gepäck, die Höchstmenge war vorgeschrieben, am Marktplatz einzufinden. Bis nach Plagwitz oder Greiffenberg mußten sie laufen, wo sie dann in Löwenberg oder eben Greiffenberg in Viehwaggons verladen wurden. Am 13.7.47 wurde wieder ein größerer Transport zusammengestellt.

Meine Schwester war auch dabei. Sie hatte bis dahin in einer polnischen Bäckerei, die früher natürlich einen deutschen Besitzer hatte, Brot und Semmeln verkauft.

Meine Eltern und ich wurden am 5.8.47 rausgeschmissen, so nannten wir es damals und etwas anderes war es auch nicht.

Mein Vater mußte nämlich erst einen Polen für seine Stelle im Elektrizitätswerk einarbeiten. Damit wir uns mit meiner Schwester später wieder finden würden, hatten wir unsere Kontaktadresse bei unseren Verwandten in Westberlin. An diesem Tag waren wir nur 10 Personen und wurden mit zwei Gespannen bis nach Greiffenberg gebracht. Ein Gespann hatte der Pole gestellt, in dessen Haushalt ich gearbeitet hatte und von wem das zweite war, weiß ich nicht mehr. Auf jedem Kutschbock saß ein polnischer Soldat. Reisekörbe, wo wir Räder angebracht hatten und Bettsäcke drauf gebunden, Rucksäcke und Beutel, das war unsere Habe. An diesem Tag war es sehr heiß. Trotzdem hatten wir mehrere Kleidungsstücke übereinander gezogen, um viel mitnehmen zu können.

In Greiffenberg am Bahnhof war schon ein Gewimmel von Menschen aus der Stadt selbst und den umliegenden Dörfern. Wir wurden ungefähr immer 20 Personen in Viehwaggons eingewiesen. Alte, kranke Menschen und Kinder, es war schrecklich. Wir versuchten, so gut es ging, zwischen dem ganzen Zeug einen Sitz- und Schlafplatz zurecht zu machen. Erst am Abend ging der Transport ab. Am anderen Tag sollte es in Moys bei Görlitz über die Grenze gehen. Aber vorher mussten wir alle aus den Waggons raus mit unserem Gepäck und durch die polnische Kontrolle. Manches Federbett, Kleidung usw. wurde von den polnischen Soldaten einfach weggenommen. Diese Nacht verbrachten wir auf dem Fußboden eines großen Lagers. Am anderen Morgen wurden wir wieder in unsere Waggons verfrachtet. Wir fuhren ins Ungewisse, kein Mensch wußte wohin. Am Tag standen wir meistens auf einem toten Gleis und nachts ging die Fahrt weiter. An Forst an der Berliner Strecke kann ich mich erinnern und daß wir in Altenburg/Thüringen aus den Waggons mußten zur Entlausung. Das war entwürdigend. Alte und junge Menschen, sowie Kinder kamen zusammen in einem Raum un-

Charlotte Dreßler

ter die Dusche. Dann wurden noch die Haare eingepudert. Ich glaube nicht, daß jemand von uns Läuse hatte.

Ungefähr eine Woche später wurden wir in Thüringen ausgeladen und in das Quarantänelager in Kirchhasel gesteckt, wo wir 2 Wochen zubrachten. Von dort aus ging der Transport weiter und wir kamen an einem Sonntag in Arnstadt/Thüringen an. Dort wurden wir alle in ein Auffanglager, es nannte sich „Marienhöhe“, gebracht und in größere Räume verteilt. Ungefähr 30 Personen waren wir in unserem Raum. Außer den immer zwei übereinander stehenden Bettgestellen mit Strohsäcken, stand nur in der Mitte des Raumes ein kleiner eiserner Ofen. Dieser wurde im Oktober/ November geheizt, d.h., er wurde mit Holz aus dem nahen Wald gefeuert. Das verursachte einen starken Qualm und die auf den oberen Betten liegenden Menschen konnten vor Husten nicht schlafen. Bis wir, drei Personen, einen Wohnraum zugewiesen bekamen, wurde es der 19. November. Ich hatte inzwischen Arbeit bei der Firma Siemens bekommen, wo Radios gebaut wurden. Aber schon 1948 wurde das Werk demontiert bis auf die letzte Schraube, alles ging nach Rußland. In der Druckerei „Das Volk“ fand ich meine nächste Arbeitsstelle, erst in der Steindruckerei und nach zwei Jahren in der Anzeigenabteilung im Büro. Die erste Zeit wurden wir von der einheimischen Bevölkerung als Menschen zweiter Klasse behandelt, wir waren doch nur Flüchtlinge. Sie hatten nur gehört, daß wir aus Polen kommen, dabei waren wir Deutsche genau wie sie. Im Jahr 1956 starb mein Vater, kaum 60jährig, seit 8 Jahren zum Invaliden geworden. Ihn hatte die Vertreibung gesundheitlich kaputt gemacht. Meine Mutter und ich versuchten in den nächsten Jahren durch einen Wohnungsringtausch nach Görlitz zu meiner Schwester zu kommen, was in der damaligen DDR sehr schwierig war. Im November 1960 gelang es uns endlich. Die heimatliche Sprache, die Gebräuche und der Blick bei klarem

Wetter bis zu unseren Iserbergen in unserer alten Heimat, das alles zog uns hier nach Görlitz, wo inzwischen auch viele Friedeberger lebten. So schloss sich der Ring, denn wir waren in dem kleinen Zipfel von Niederschlesien, unserer einstigen Heimat angekommen.



*Familie Dreßler 1926, Charlotte mit Schleife*

## Nachwort

Beim Durchlesen dieser Zeilen fällt mir auf, daß die Erinnerung nach 53 Jahren ziemlich blaß geworden ist und alles jetzt belanglos erscheint. Doch das war es damals gar nicht. Die Vertreibung war für alle Menschen ein schwerer Schicksalsschlag, den uns dieser schreckliche Krieg gebracht hat und den viele Menschen nicht verkraftet haben.

Wolfgang Gottschlich

## Marschziel: Heimat



*Unsere Mutter mit ihren vier Kindern 1941  
Dieses Foto hatte Vater im Krieg und in Gefangenschaft immer bei sich und kam mit ihm 1948 aus Usbekistan zurück.*

## Erinnerungen eines Breslauer

Mitte Januar 1945 hatte die Großoffensive der Sowjetarmee im Weichselbogen Richtung Deutschland begonnen, wie in den „Breslauer Nachrichten“ zu lesen war. Wir aber, mein elfjähriger Bruder, ich als Zwölfjähriger und unser dreizehnjähriger Freund Karl-Heinz, konnten das erste mal in einem Winter mit der Straßenbahn in die Stadtmitte zum Schlittschuhlaufen auf dem Stadtgraben an der Liebichshöhe fahren. Endlich waren tiefer Frost und Schnee gekommen. Darauf hatten wir seit Weihnachten gewartet, weil wir Heiligabend Schlittschuhe bekommen hatten. Auf der Eisfläche Jubel und Trubel von fast ausschließlich Schülern aller Altersklassen – so etwas hatten wir noch nicht



gekannt. Doch bald lernten wir in diesem Monat noch mehr kennen...

Das vierstöckige Wohnhaus, in dem wir wohnten, befand sich in der Matthiasstraße, der Ausfallstraße der Stadt Richtung Osten. Das war etwa 200 Meter entfernt von den Oderbrücken. Von dort kamen eine Woche später ununterbrochen Pferdegespanne mit und ohne Planen. Darauf saßen schweigend tief vermummte, von Schnee und Rauhreif bedeckte große und kleine Gestalten; dazwischen auch Wehrmachtsfahrzeuge, vereinzelt Panzer. Bei Halt wurden sie von Kindern und Jugendlichen umringt. Eines Tages brachte Bruder Arno Margarinewürfel mit, welche von den Soldaten verteilt wurden. Ich selbst begab mich nicht auf die Straße und las täglich die neuesten Zeitungsmeldungen zu den Kriegseignissen in Schlesien und anderswo und spielte allein „Mensch ärgere dich nicht“ mit zwei Farben, grün und rot, das waren die Deutschen und Russen. Wer gewann, der würde diesen Krieg gewinnen. Mit solch einfältigen Gedanken versuchte ich, unser Schicksal zu erforschen. Das war für uns der erste Eindruck des Herannahens von Krieg in unsere Stadt.

Eines Tages die Zeitungüberschrift: „Breslau wird Festung“.

Dazu eine Reihe von Befehlen und Bekanntmachungen des Festungskommandanten und der Gauleitung Niederschlesien der NSDAP.

Wenige Tage später die Radiomeldung: „Hier spricht das Gaupropagandaamt: Frauen und Kinder verlassen die Stadt in Richtung Opperau/Kanth.“ Dazu irgendwelche Hinweise. Das geschah von nun an täglich und stündlich.

Immer wieder die gleichen Gerüchte: In den schneeverwehten Straßengräben auf den Landstraßen liegen erfrorene Kinder und Säuglinge. Die Bahnhöfe der Stadt sind vollgestopft mit Flüchtlingen, darunter immer mehr Breslauer. Leidtragende sind oft wieder die Kinder. Beim Stürmen auf die einlaufenden bzw. ab-

fahrenden Züge werden Familien auseinander gerissen, verletzt oder erdrückt.

Der Entschluß unserer Mutter: wir gehen nicht fort, sterben können wir auch daheim. Solche Diskussionen, bleiben oder nicht, fanden ständig im Treppenhaus zwischen den Bewohnern statt. Dann lief man unschlüssig auseinander, und bald danach gab es erneut erregte Gespräche auf der gleichen oder einer anderen Etage. Tag für Tag: Bei uns kommt der Russe zuerst, weil hier die Brücken sind.

Neue Parolen: Auf der anderen Straßenseite, wo die Häuserzeile aussetzte, soll das Eckhaus wegen Schußfreiheit gesprengt werden, auch die Brücken werden gesprengt.

Plötzlich stand zu unserer unbeschreiblichen Freude Vater in der Tür, Soldat seit 1939. Er kam zum Genesungsurlaub aus Sommerfeld und wußte bereits, daß er die Festung nicht mehr verlassen darf.

Neue Aufregung: ein Pionieroffizier erschien eines Tages zur Hausbesichtigung. Vater sprach mit ihm, über was, erfuhren wir Kinder nicht. Er redete der Mutter und unserer nebenan wohnenden Oma zu, Breslau zu verlassen. Mutter blieb aber bei ihrem Standpunkt, auch gegenüber dem NSDAP-Blockwart, der unsere kinderreiche Familie, ein Mädchen, drei Knaben im Alter von fünf bis zwölf Jahren, aufsuchte. Aber es gelang ihm, einen kleinen Lieferwagen aufzutreiben, und am Freitag, dem 26. Januar 1945 verließen wir mit diesem die Stadt.

Im Laderaum waren außer Mutter, Oma und uns vier Kindern noch eine oder zwei Frauen mit Kind, dazu Handgepäck. Im Beifahrersitz saß der Blockwart. Wir fuhren 30 km bis zum Bahnhof Liegnitz. Der Blockwart kehrte nicht mehr nach Breslau zurück, wie wir von unserem Vater erfuhren, als wir später von ihm aus der Festung Post erhielten.

Jetzt war große Ratlosigkeit, es fuhren keine Züge in Richtung

Hirschberg im Riesengebirge oder nach Görlitz. Plötzlich hieß es: LKWs der Wehrmacht nehmen uns mit. Tatsächlich geschah das auch. Auf den Wagen lag bereits Militärgut, auf dem wir uns niederließen. Nach stundenlanger, langsamer Fahrt und öfterem Halt Ausstieg in der Dunkelheit vor einem Flachbau und dort frierend hinein in einen großen Saal. Es war der Speiseraum eines Lagers vom Reichsarbeitsdienst. Die weißen Wände zeigten großflächige Motive des schaffenden Volkes im Stil der Nazipropaganda. Wir konnten auf langen Bänken an Holztischen sitzen und versuchten, mit dem Kopf auf den Armen zu schlafen. Es waren außer den Flüchtlingen auch Soldaten im Raum. Unsere Mutter paßte auf, daß der Fahrer nicht den Raum verließ und sah auch nach dem LKW in der Kolonne. Sie hatte bemerkt, daß andere Frauen die Soldaten bedrängten, bei der Weiterfahrt am Morgen mitgenommen zu werden. Beim Hellwerden ging zu unserer Erleichterung die Fahrt weiter. Mittags gab es einen kurzen Halt mit Ausstieg. Kältesteif kletterten wir unter der Plane hervor. Draußen standen wir vor einer nie gekannten Pracht: strahlender Sonnenschein, blauer Himmel und wir mitten in einer tiefverschneiten, herrlichen Gebirgslandschaft mit prächtigen, mit Schnee geschmückten Bäumen an den Hängen. Wir sind im Eulengebirge, sagte jemand. Doch nirgends ertönten von den Menschen Rufe des Erstaunens oder Freude, auch keine Worte danach bei der Weiterfahrt. Bei einbrechender Dämmerung hielten die LKWs am Bahnhof im verschneiten Hirschberg. Dort warteten halbwüchsige Jungen und Mädchen in den schwarzen Winteruniformen der Hitlerjugend mit Schlitten. Sie luden unser Gepäck auf und fuhren mit uns einen kurzen Weg. Irgendwer hatte ihnen wohl Adressen genannt, nachdem die jeweilige Personenzahl einer Familie bekannt war. Halt vor einem Ein- bis Zweifamilienhaus in einer stillen Straße. Eine freundliche Frau (und fürsorgliche Wirtin, wie sich bald

herausstellte) öffnete, geleitete uns in die obere Etage. Es war eine kleine Komfortwohnung mit komplettem Inventar. Sie gehörte der Tochter eines großen Fabrikanten, welche ab und zu im Riesengebirge weilte. Uns Kindern schärften Mutti und Oma ein, nichts anzufassen und auch keine Schublade zu öffnen. Jedenfalls waren wir zunächst einmal alle erleichtert. Gleich am übernächsten Tag meldete ich mich in der Kinderbücherei der Stadtbibliothek an und besuchte auch das Hallenschwimmbad. Beides Dinge, wie ich sie von Breslau kannte, und ich dachte, das Leben könnte hier so friedlich fortgesetzt werden. Es war aber auch ein wohl unbewusstes Verstecken vor der Gegenwart.

Hin und wieder war eine Tageszeitung erhältlich. Darin war stets eine Meldung über die „Verteidiger der Festung Breslau“. Darin war auch die uns seit Januar bekannte Propagandaparole „Wien wird wieder deutsch, Breslau bleibt deutsch und Berlin wird niemals russisch“. Eines Tages kam Mutti mit der Nachricht: „Es fahren Züge nach Breslau. Ich fahre morgen und hole noch Sachen“. Omas Reaktion sofort: „Bring Lotte mit“ (die andere Tochter von ihr mit der dreijährigen Enkelin). Das geschah auch. In der nächsten Nacht kamen alle drei wohlbehalten bei uns fünf Hiergebliebenen in Hirschberg mit Gepäck an. Mutti hatte zwar in Breslau bei der Hast und Eile aus der Wohnung unserer Tante Lotte neben ihrem Koffer noch einen im Korridor befindlichen Koffer ihrer Schwester gegriffen, aber einen leeren, wie sich auf dem Weg zum Freiburger Bahnhof herausstellt. Mutti berichtete von immer wieder zu hörendem Geschützdonner bei der fast menschenleeren Hinfahrt und überfüllten Rückfahrt des Zuges.

Aber bereits am übernächsten Tag fuhren sie und meine Tante nochmals nach Breslau zwecks Heranschaffens von weiterer Habe. Aber bald kamen sie zurück. Der Zug war nur bis Wal-

denburg gefahren und zurückgekehrt. „Irgendwo waren bereits die Russen“, hieß es.

Rückblickend ist zu sagen, daß hier ein wahres Glück vorlag, denn bei einer tatsächlichen Ankunft in Breslau hätte mit hoher Wahrscheinlichkeit keine Rückfahrt mehr erfolgen können. Damit wäre die Oma mit ihren fünf drei- bis zwölfjährigen Enkeln in Hirschberg allein geblieben und hätte später mit ihnen weiterflüchten müssen; ganz gewiß zum größten Entsetzen beider Mütter, die in der Festung Breslau (am 16. Februar schloß sich der Ring der Ersten Ukrainischen Front um sie) geblieben wären und von nun an mit der verbliebenen Zivilbevölkerung noch größeren Gefahren ausgesetzt gewesen wären.

Am 19. Februar kam Mutti nach einem Einkauf mit der Nachricht zurück: „Hirschberg wird geräumt, die Flüchtlinge müssen zuerst weg, es steht für sie bereits ein Zug auf dem Bahnhof!“ Nun wurden in Minutenschnelle Koffer gepackt, sowie das wenige Eßbare, einschließlich des heißen noch halbgaren Kuchens aus dem Ofen, mitgenommen. Das geschah so plötzlich, daß es wohl nicht möglich war, sich mit Tante Lotte, die mit Töchterchen einem anderen Hirschberger Privatquartier zugewiesen worden war, zwecks gemeinsamer weiterer Flucht in Verbindung zu setzen. Diese erfolgte in einem, bei der Abfahrt mit Frauen und Kindern vollgestopften Personenzug.

Mit diesem Zug fuhren wir mehrere Tage durch das „Protektorat Böhmen und Mähren“, wie es in der damaligen Amtssprache hieß. Der Zug hielt oft auf freier Strecke. Einmal am Tag gab es eine warme Mahlzeit, welche durch Schwestern des Roten Kreuzes und BDM-Mädchen ausgeteilt wurde.

An irgendeinem Tag näherten wir uns wohl einer größeren Stadt, erkennbar an den vielen Gleisanlagen. Beim Halt an einem langen Außenbahnsteig hörten wir, es wäre Prag. Draußen war wogendes Hasten von Flüchtlingen, zwischendurch Militär-

streifen. Das uns verabreichte Essen war spärlich, ein Pappbecher mit heißer Suppe. Einige Frauen und Halbwüchsige waren aus den Waggons gestiegen und liefen in die Bahnhofshalle, Mutti glücklicherweise nicht. Plötzlich begann der Zug sehr langsam anzurollen, innerhalb und außerhalb der Wagen Geschrei, Jammern und Rufen. Ein paar der Ausgestiegenen konnten noch während des Anfahrens wieder aufspringen.

Am 23. Februar hielten wir in einem kleinen Bahnhof, Ausstieg mit Gepäck. Draußen liefen ein paar gutgelaunte junge Burschen in Uniform des Reichsarbeitsdienstes. Sie halfen, unser Gepäck auf kleine Fuhrwerke zu laden. Auf diesen saß jeweils ein Kutscher, das hieß also, es ging aufs Dorf. Die verschneite Landschaft war von beruhigender Stille, hügelig, bewaldet. Irgendwie waren alle vergnügt. Unter den paar Frauen spaßige Vermutungen, wohin es gehen könnte, es wurde sogar mit dem Kutscher gescherzt. Die Kinder blieben alle artig und stumm. Nach etwa einer Stunde Ankunft in einem Dorf namens Hartmannsgrün, das war in der Nähe von Karlsbad, wie wir bald feststellten. Wir hielten vor der Dorfschule. Sie besaß eine neue Turnhalle mit großen Fenstern. Jede der vier Ecken war mit Flüchtlingen belegt. An das Vorhandensein von Tischen, Stühlen oder Schränken kann ich mich nicht erinnern. Jede Familie erhielt die benötigte Anzahl von Strohsäcken als Bett. Endlich wieder einmal richtig ausstrecken, das war was.

Mutti schrieb bereits am nächsten Tag unserem Vater unsere neue Anschrift. Von ihm hatten wir bereits in Hirschberg mehrere Male Feldpost bekommen. Solche wurde offenbar aus der Festung ausgeflogen. Das erfolgte auch nach Schließung des Ringes am 16. Februar 1945 und erfolgte bis in den Monat April, die Feldpost mußte ausgeflogen worden sein.

Am nächsten und übernächsten Tag kam eine freundliche Hiesige mittleren Alters mit Kopftuch und sprach mit Mutti. Das Er-

gebnis war, daß Oma und ich mit ihr gehen durften, weil sie die Absicht hatte, vorübergehend, bis wir eine gemeinsame Unterkunft erhielten, zwei Personen bei sich zu beherbergen. Bei der Wirtin erwartete uns ein uns Städtern unbekanntes echtes Kleinbauern-Milieu. Alles war sehr sauber, klein, behaglich, Blumen an den Fensterchen. Geschlafen haben wir in dicken, gewaltigen, blaukarierten Federbetten in der ehelichen Schlafkammer im oberen Stockwerk. Der Hausherr war im Krieg. In angenehmer Erinnerung ist mir das geschäftige Plätschern einer Quelle in unmittelbarer Hausnähe geblieben. Das Wasser gab es draußen an einer kleinen Pumpe, und ich wäre ein fleißiger Wasserträger geworden. Doch der Hausbedarf war zu gering. So saß ich mit meiner Oma auch zwischen den Mahlzeiten immer am Tisch. Ich wagte nicht, draußen auf dem Hof herumzugehen, weil ich glaubte, es würde der Wirtin nicht recht sein. Nach vielen Jahren konnte ich mir vorstellen, es wäre der Gastgeberin durchaus recht gewesen, wenn wir mal das Stübchen verlassen hätten.

So war sie mindestens genauso erleichtert wie wir, als Mutti nach wenigen Tagen uns Bescheid geben ließ, wir sollten zur Schule kommen, wir haben Wohnraum zugewiesen bekommen. Die neue muntere, rundliche Hauswirtin holte uns ab. Neben ihr stand ein Handwagen für unser Gepäck. Es ging kurz die Dorfstraße entlang und dann seitwärts einen bergigen, holprigen Fahrweg hinauf, eine scharfe Biegung, kein Haus mehr links oder rechts. Aber nach ein paar Schritten ganz rechts ein kleiner Neubau aus der Vorkriegszeit; davor ein in Steinen gefaßter Bach. Er kam aus einer Röhre in einer kleinen Granitsteinmauer. Diese war nur wenige Meter entfernt, und dahinter stieg der Wald an, der Weg war hier zu Ende. Wir bekamen eine Stube zugewiesen, mit Eingang gleich rechts im Flur. Das Inventar war spärlich, aber vollständig. Es war der Wohnraum der Schwester

von der Wirtin. Sie wohnten nun gemeinsam in der oberen Etage. Hier gab es keinen Stromanschluss, das war hier im Dorf meistens so, aber es gab auch kein fließendes Wasser im Haus. Es fehlte sogar draußen eine Wasserpumpe. Dafür stand zwischen den Bäumen ein Verschlag, einer Hundehütte ähnlich, mit einem schloßlosen Türchen. Hinter dieser befand sich ein winziger Wassertümpel, etwa einen halben Meter tief. Daraus wurde mit dem Eimer Wasser geschöpft. Das mußte jedoch mit Geschick geschehen, damit der Eimerboden nicht zu Boden sank und Schlamm aufwühlte. Seltsamerweise hatte sich bei Bedarf immer wieder genügend Schöpfwasser angesammelt. Es reichte auch für die „Große Wäsche“. Zum Spülen diente das idyllische Bächlein.

Am nächsten Tag ging ich mit Mutti zur Anmeldung beim Bürgermeister, einem Großbauer. Er hatte seinen Schreibtisch am Fenster einer mächtigen Bauernstube. Im Hintergrund saß wohl die Tochter oder Schwiegertochter, welche „in anderen Umständen“ war. Interessiert trat sie näher, als sie die Vornamen von uns Kindern hörte, um sie sich aufzuschreiben. Sie waren nicht ungewöhnlich, aber für diese Gegend wohl doch und lauteten: Wolfgang, Arno, Rita, Bodo. Auf die Frage des Bürgermeisters, ob meine Mutter Geld benötige (als Fortzahlung der Wehrmachtsunterstützung, welche im 2. Weltkrieg alle Soldatenfamilien erhielten), antwortete meine Mutter in voller Naivität mit „Nein“. Wahrscheinlich glaubte sie an baldige Rückkehr und an den erfreulich größeren Betrag bei der Nachzahlung.

In der Feldpost übermittelte uns Vater immer zwei Nachrichten, eine gute und eine schlechte. Die gute bestand darin, daß unser Wohnhaus noch stehe, nur die vier Fenster hätten immer weniger Scheiben. Auch sei mit der Ortsgruppenleitung der NSDAP abgestimmt, daß die Wohnung nicht für ausgebombte Breslauer beschlagnahmt werde. Auch würden die verbliebenen Hausbe-



wohner darauf achten, daß unsere Wohnung nicht von Plündern geöffnet werde. Die schlechte Nachricht bestand jeweils darin, daß Breslau ein immer größer werdender Trümmerhaufen werde: „Ihr erkennt unser schönes Breslau nicht mehr wieder.“

Mittlerweile hatten die einquartierten Flüchtlinge Kontakt untereinander aufgenommen. Darunter befand sich eine ältere Krankenschwester, die Verse über unsere Situation dichtete, die schnell in Umlauf kamen. Die Wirtin gab mir auf meine Bitte Papier, Tinte und Federhalter, und ich schrieb die Verse säuberlich ab. Sie lauteten:

*In Hartmannsgrün, einem stillen Dörfchen,  
hat man uns Flüchtlinge untergebracht,  
doch welch' Staunen und Entsetzen  
hat uns das Dorf offenbart.*

*Das Wasser fließt in dem Bache,  
doch Leitungsbahn gibt es hier nicht,  
die Pumpe steht, daß ich nicht lache,  
am Berg, daß man die Knochen sich bricht.  
Auch mit dem Licht hat's ne Bewandtnis,  
's gibt weder Petroleum noch Stearin.  
Und Radio hör'n ist hier ein Ereignis,  
was unser Herz entbehrt wie nie.*

*Und mit dem Essen ist's ne Sache,  
wir lieben unsere gute Hausmannskost.  
Die Kesselkost kann uns keine Laune machen,  
doch Opfer bringen, ist ja unser Trost.  
Die Leute sind ja hier sehr freundlich,  
was hoch in unserer Achtung steht.*

Wolfgang Gottschlich

*Doch ihre Führung ist verwerflich,  
Privatquartiere gibt es hier nicht.*

*Im Anblick ist hier sehr schön das Bergland,  
doch an Ertrag ist es zu arm.  
Drum hoch in Ehren unser Flachland,  
unser Heimatland immerdar.*

*Und wenn nun einst die Zeit wird kommen,  
wo's nach der Heimat geht zurück,  
mit leuchtenden Augen und glühenden, fröhlichen Herzen  
stehen wir wie „Hans im Glück“.*

*Gedichtet von Frau Krampf aus Breslau*

Etwa im März fielen mit dem beginnenden Frühling vom Himmel außer Regen immer wieder mal silberfarbige, schmale Metallstreifen auf das sprießende Grün der Landschaft. Sie wurden von amerikanischen Flugzeugverbänden abgeworfen und verhinderten das Erkennen am Radarschirm der deutschen Luftabwehr. Von woher wir diese Schlauheit hatten, weiß ich nicht, wahrscheinlich aus der Gerüchteküche, aber es stimmte wohl in diesem Fall. Sie flogen stets die gleiche Richtung, vom Süden kommend nach Norden. Das geschah mit gleichmäßigem dumpfem Dröhnen in Gruppen von etwa zwanzig Maschinen, die einander kurz folgten.

Jedenfalls Karlsbad wurde nicht bombardiert, und so unternahm Mutti mit uns zwei Großen zweimal einen vielleicht zweistündigen Fußmarsch dorthin. Nützliches war kaum zu kaufen. Aber wir gingen ins Kino. An den Film kann ich mich nicht erinnern, aber an die „Deutsche Wochenschau“. Plötzlich sahen wir kommentierte Szenen aus der eingeschlossenen Festung Breslau.

Davon blieb mir der Anblick der stark bewachten Paßbrücke über die Oder nahe dem Zoo haften. Als wir später nochmals den Weg in die Stadt entlang der Eger unternahmen, zwecks neuen Nachrichten über Breslau aus der „Wochenschau“, wurde leider nichts mehr von Breslau gezeigt. Aber es zeigten sich auf dem Heimweg mit Geheul Tiefflieger. Glücklicherweise war ein Straßengraben in der Nähe, und nur einmal knatterten Bordkanonen. Wir verharren noch eine Weile darin, als es längst wieder still war. So war es beschlossene Sache, Karlsbad nicht wieder aufzusuchen.

In der Nähe des Grundstückes war ein anderes kleines Gehöft, zu dessen Bewohnern wir mehrfachen Kontakt fanden. Mutti, einst in der Konfektionsschneiderei tätig, erledigte für die Bäuerin Näharbeiten. Für unsere achtjährige Schwester Rita gab es eine gleichaltrige Spielgefährtin. Bruder Arno half manchmal nachmittags auf dem Acker „Steine klauben“. Wir waren also in einer „steinreichen Gegend“. Aber diese Feststellung hatte nichts Erfreuliches an sich, jedoch die Aussicht, daß zu Feierabend jeder von uns eine dicke, mit Butter bestrichene Scheibe von einem gewaltigen Brot sowie ein Kännchen Milch nach Hause mitbekamen.

Einmal hatten einige Sanitätskraftfahrzeuge längeren Halt eingelegt. Jede Begebenheit machte in dieser Zeit bei Einheimischen und uns Flüchtlingen wohl die gleiche schnelle Runde. Manchmal gab es von der Wehrmacht Neues von der Front oder vielleicht sogar von eigenen Angehörigen zu hören oder etwas zu „ergattern“. So kam Mutter tatsächlich bepackt von dort – mit schmutziger, zum Teil blutbefleckter Lazarett-Bettwäsche. Für Mutti und Oma hieß das willkommenes Washtag, denn mit Bettzeug sah es in ihren Augen bei uns wohl arg aus. Die kleine schwarzhaarige Rita brachte Brot von der Kolonne mit. Arno und ich wollten nicht mit einer Kanne zur Gulaschkanone lau-

fen und um Essen bitten – als wir doch gingen, war zu unserer Erleichterung die Essenausgabe beendet. So ist das eben mit dem Stolz. Jahrzehnte später hörte ich den Ausspruch „Ein Armer kann es sich nicht leisten, stolz zu sein“. Aber ich brachte die „Weisheit“ eines wohl in den vergangenen Kriegsjahren Hartgesottenen mit: „Wohl aus den Rückwärtigen Diensten“, sag ich mir heute. „Kinder, genießt den Krieg, der Frieden wird grausam.“ Auch Mutter hatte sich damals einen Ausspruch zugelegt: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“

Die Gerüchte im Dorf wurden Ende April immer wilder und alle Menschen immer unruhiger. Anfang Mai gab es die Nachricht „Der Führer ist tot“ und Tage später „Der Krieg ist aus“.

In den vergangenen Wochen war immer wieder zu hören, „wenn wir den Krieg verlieren und die Tschechen kommen, geht es uns allen schlecht“. Zuletzt hatten wir vor ihnen größere Befürchtungen als vor den Russen. Von diesen sahen wir lediglich das erste und einzige Mal, wie von ihnen mehrere, auf „Panjewagen“ stehend und kleine Pferde antreibend, über die Dorfstraße fuhren. Tschechen sahen wir bis zu unserem Weggang nicht. Mutters Ziel war, gleich anderen Flüchtlingen: Schnell weg von hier über die alte Reichsgrenze zurück nach Breslau.

Das bedeutete, zuerst zu Fuß nach Schlackenwerth kommen. Von dort sollte den Gerüchten nach die Bahn fahren. Andere Breslauer zögerten, wußten sie doch ebenfalls von den dortigen Zerstörungen größten Ausmaßes. Aber wir hatten noch im April immer wieder Post erhalten mit der Nachricht: „Unser Haus steht, zwar inzwischen beschädigt, aber es steht.“ Zudem gab es die Hoffnung, dem Vater ist es vielleicht gelungen, der Gefangenschaft zu entgehen.

Irgendwer bot uns nach Umfragen einen hochrädigen Kinderwagen an. Doch der erwies sich für die Gepäckmenge als zu

klein, und für die bergigen, holprigen Straßen war er ungeeignet. Die Wirtin, Frau Schöttner, hatte die Lösung, sie verkaufte uns für fünfzig Mark einen stabilen, grünen Leiterhandwagen, „bergfest“, denn er besaß eine Bremse mit langer Stange und Handkurbel. Mutter konnte sich eine Landkarte aus einem Schulatlas für die Heimroute besorgen. Die Wirtin versorgte uns mit etwas Wegzehrung und gab uns ein Erinnerungsfoto mit. Auch Rita erhielt von ihrer Spielfreundin ein Erinnerungsfoto.

#### Die Heimkehr

Auch während des 18-tägigen Fußmarsches vom 16. Mai bis 2. Juni 1945 von Hartmannsgrün nach Breslau habe ich als Zwölfjähriger mein Tagebuch auf Zetteln verschiedenster Art weitergeführt. Folgendes habe ich damals aufgeschrieben:

##### *Oberbrand, Mittwoch, 16. Mai 1945*

Wir sind um 5 Uhr losgefahren. Vor Egerbrücken begegneten wir vielen Polen. Mittag kamen wir in Schlaggenwerth an. Dort ging ein Zug nach Komotau, doch wir fuhren nicht mit. In Oberbrand übernachteten wir bei einem Bauern. Die Frau kochte uns Kaffee. Uns gab sie einen Teller Kartoffeln. In der Scheune war es kalt.

##### *Oberwiesenthal, Donnerstag, 17. Mai 1945*

Wir sind um fünf losgefahren. Ich habe im Stroh mein Fünfmärkstück verloren. Um 11 Uhr waren wir in Joachimsthal. Die Fahrt über das Erzgebirge war sehr beschwerlich. Abends kamen wir in Oberwiesenthal an. Wir bekamen vom „Roten Kreuz“ Suppe. In der Schule übernachteten wir. Da alle Zimmer belegt waren, legten wir uns auf den Korridor schlafen. Abends und in der Nacht war ein Gewitter.

Wolfgang Gottschlich

*Königswalde, Freitag, 18. Mai 1945*

Um 10 sind wir losgefahren. Wir haben uns beim Fleischer ein Stück Wurst gekauft. Wir sind 18 Kilometer gelaufen.

Frau Ochmann hat ihre Geldtasche verloren. In Bärenstein haben wir Herrn und Frau Cöck getroffen. Wir übernachteten in der Schule. Morgen wollen wir einen Tag ausruhen.

*Schönau, Sonnabend, 19. Mai 1945*

Wir haben uns Kartoffeln gekauft. Mittags sind wir wieder losgefahren. Wir sind 20 Kilometer gelaufen. In Schönau haben wir Herrn und Frau Cöck getroffen. Es ist noch eine Frau mit ihrer großen Tochter und dem Jungen da. Wir übernachteten mit ihnen in der Scheune. In der Nacht hat es geregnet.

*Schönau, Pfingstsonntag, 20. Mai 1945*

Rita hat heute Geburtstag. Vormittag kamen Russen auf den Bauerhof, sie holten ein Schwein und ein paar Säcke Kartoffeln. Da gaben sie uns einen großen Eimer Kartoffeln. Mittags kamen Russen, die auf der Wiese Mittag machten. Zwei Russen gaben uns ihr Essen, es war Reis mit Bohnen. Mutti holte dann an der Feldküche den großen Topf voll Essen.

*Mittelsayda, Pfingstmontag, 21. Mai 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Wir sind 35 Kilometer gelaufen. Die Fahrt war sehr beschwerlich, da es sehr stürmisch war. In Pockau bekamen wir einen Teller Suppe. Wir übernachteten in einer Jugendherberge. Mutti kochte bei einer Frau Kartoffeln. Die Frau gab uns eine Kanne Milch.

*Nauendorf, Dienstag, 22. Mai 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Mittags kamen wir in Freiberg an. In Nauendorf übernachteten wir bei einem Bauern. Wir schla-

fen in der Scheune. Oma und Frau Cöck schlafen im Zimmer. Auf dem Rittergut haben wir uns Kartoffeln und Milch gekauft. Der Bauer gab uns einen halben Sack Dörrgemüse, den die Russen dagelassen haben.

*Possendorf, Mittwoch, 23. Mai 1945*

Wir sind um halb sieben Uhr losgefahren. Wir sind 30 Kilometer gelaufen. Wir übernachteten in einer Scheune. Die Bäuerin holte uns einen großen Topf Kartoffeln. Dann gab sie jedem eine dicke Scheibe Wurst.

*Possendorf, Donnerstag, 24. Mai 1945*

Da es regnet, ruhen wir uns einen Tag aus. Die Bäuerin gab uns Käse.

*Lohmen, Freitag, 25. Mai 1945*

Die Bäuerin kochte für uns zum Frühstück Milch.

Frau Jüttner ist in Kreischa zurückgeblieben, da sie in der Schmiede am Wagen was ganzmachen ließ. Mittags sind wir in Pirna über die Elbe gefahren. Bei einem Fleischer haben wir uns Mittagessen gekocht. Mutti hat bei ihm Fleisch eingekauft. Wir übernachteten in der Schule. Wir bekamen zum Abendbrot Kartoffeln und Soße.

Wir sind 30 Kilometer gelaufen.

*Rothnaußlitz, Sonnabend, 26. Mai 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. In Altstadt haben wir uns bei einem Bauern Kartoffeln gekocht. Mittag haben wir uns bei einem Bauern Mehlsuppe gekocht. Dann kamen wir in Bischofswerda an. Wir übernachteten in einem Gastzimmer eines Gasthofes. Dort haben die Russen gehaust.

Wolfgang Gottschlich

*Löbau, Sonntag, 27. Mai 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Um 11 Uhr waren wir in Bautzen. Wir trennten uns von Herrn und Frau Cöck aus Lauban, da wir mit Leuten aus dem Kreise Breslau fuhren. In Hochkirch gab uns eine Frau zwei Flaschen Magermilch.

Bei einer Sperre wollten die Russen die Leute, mit denen wir fuhren, nicht durchlassen. Da fuhren wir weiter. In Löbau übernachteten wir in einer Schule. Für uns Kinder gab es einen Teller Suppe. Mutti schlief mit Rita auf dem Korridor, da sie auf den Wagen aufpasste.

*Görlitz, Montag, 28. Mai 1945*

Wir sind um halb sieben losgefahren. In einer Schmiede ließen wir ein paar Keile in die Räder machen. Unterwegs trafen wir wieder mit den Leuten zusammen, die die Russen nicht durchgelassen hatten.

Eine Frau gab jedem von uns einen Teller Mehlsuppe und Milch. Dann füllte sie die Flasche mit Kaffee.

Um halb zwei kamen wir in Görlitz an. Mutti stellte sich wegen einem Passierschein zum Überqueren der Neißebrücke und Brotmarken an. Wir übernachteten in einem Theater. Wir schliefen auf den Stühlen. Wir bekamen jeder einen Teller Suppe. Die anderen Leute wollen morgen einen Tag ausruhen.

*Tonhain, Dienstag, 29. Mai 1945*

Wir sind 6 Uhr losgefahren. In einem verlassenen Bauernhof kochten wir uns Kartoffeln. Abends kamen wir in Tonhain an. Wir übernachteten in einem Hause, wo die Russen gehaust hatten. Abends kamen Russen, die in dem Hause übernachteten wollten.

*Liegnitz, Mittwoch, 30. Mai 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Mittags kamen wir in Bunzlau



an. Auf dem Bahnhof stand ein Güterzug, der nach Breslau fahren sollte. Da sind wir gleich eingestiegen. In Haynau hatten wir eine Stunde Aufenthalt. Abends kamen wir in Liegnitz an. Da wir im Zug nicht kochen konnten, hatten wir kein Abendbrot und kein Frühstück. In der Nacht hat es, nur mit kleinen Pausen, ununterbrochen geregnet, die Waggons hatten kein Dach. Die Polen stahlen manchen Leuten das Gepäck.

*Liegnitz, Donnerstag, 31. Mai 1945*

Früh stiegen wir aus und in einen anderen Zug, der heute noch nach Breslau fahren sollte. Es war sehr kalt, und wir waren durchnäßt. Mutti kochte am offenen Feuer Kartoffeln. Nachmittags stiegen wir aus, da der Zug erst am anderen Morgen fahren sollte. In Liegnitz übernachteten wir mit anderen Leuten in einem leeren Haus, wo die Russen gehaust hatten.

*Kammsdorf, Freitag, 1. Juni 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Wir sind 40 Kilometer gelaufen. Mittags haben wir auf offenem Feuer Kartoffelsuppe gekocht. Um 8 Uhr kamen wir in Neumarkt an. Ein Mann gab uns Kartoffelsuppe. Wir übernachteten auf einem Bauernhof.

*Breslau, Sonnabend, 2. Juni 1945*

Wir sind um 6 Uhr losgefahren. Mittags hat Mutti Essen gekocht. Nachmittags kamen wir in Breslau an. Wir sahen nirgends ein ganzes Haus. Bei der Tante Emma sagte man uns, daß die Tanten bei uns wohnen. Da haben wir uns sehr gefreut. Auch haben wir uns gefreut, daß unser Haus ganz war. Die Hausbewohner haben sich gefreut, daß wir gesund ankamen. Tante Emma hat gleich Kaffee gekocht. Dann aßen wir Pfannkuchen, die Tante Ida und Tante Anna brachten. Franz hat sich auch gefreut, daß wir da waren. Frau Schönfelder brachte uns jedem ein Stück

Kuchen. Unsere Fahrt dauerte 18 Tage. Von Breslau waren wir 128 Tage weg.

Bald nach unserer Ankunft in Breslau habe ich die Aufzeichnungen von den Zetteln in Reinschrift in ein leeres Schulheft übertragen. Dieses Heft besitze ich noch heute.

Die täglich zurückgelegten Kilometer sind mitunter geschätzt. Ortseingangs- und -ausgangsschilder fehlten manchmal in diesen Nachkriegstagen. In den Orten, die wir durchzogen, klebten immer wieder Plakate mit gleichem längeren Text an den Häuserwänden. Die erste Zeile lautete in großer Schrift „Bekanntmachung“, „Aufruf“ oder so ähnlich. Vom Inhalt habe ich eine Formulierung behalten, ich glaube sogar wortwörtlich. Sie lautete: „Hitlers kommen und gehen. Das deutsche Volk aber, der deutsche Staat, bleibt.“

Das empfand ich Zwölfjähriger irgendwie tröstlich, weil ich dachte, „also können die Russen doch nicht so schlimm sein, wie man uns jahrelang in der Hitlerzeit in Zeitungen und Rundfunk berichtete“. Die letzte Zeile lautete: „Generalissimus Joseph Wissarionowitsch Stalin“.

Der übrige Text berichtete von Festlegungen der vier alliierten Siegermächte. Natürlich haben wir kein einziges Mal wegen eines solchen Plakates angehalten, aber es geschah mitunter wegen eines Haltes zur Orientierung oder weil wir einfach mal müde waren. Dabei setzten wir uns nicht ein einziges Mal an den Straßenrand oder entfernten uns auch keinen Meter von dem Wagen. Jeder blieb still. Bei niemandem von uns Sechsen gab es Klagen – etwa „wie weit heute noch?“, „ich kann nicht mehr“, „wie weit ist es noch nach Breslau?“, „wann fahren wir mit dem Zug“, „ich hab Blasen an den Füßen“ oder „die Schuhe drücken“, „ich hab Hunger (oder Durst)“. War gerade Mittag, gab es etwas vom selbstgebackenen, sogenannten Pumpernickel oder ein Stück Brot und einige Schlucke Malzkaffee.

Wasser aus nahen Bächen tranken wir nicht, aus Furcht vor Seuchengefahr. Arno und ich, wir beiden elf- und zwölfjährigen „Zugpferde“, bekamen nie einen Hinweis oder eine Bemerkung betreffs unseres Tempos. Ich habe auch keine Erinnerung daran, in welcher Reihenfolge und an welcher Seite sich die „Mittläufer“ befanden, ob einer am Handwagen anfaßte, wer bei Steigungen mit schob. Einmal wollte Mutti unseren Jüngsten, den bald Sechsjährigen, auf den hochbepackten Handwagen setzen. Aber Arno wehrte kurz ab und Mutti beließ es, auch er mußte die ganze Strecke laufen. Später stellte sich heraus, daß er einen Herzfehler besaß.

Im östlichen Sachsen, und insbesondere in Schlesien, kamen wir an nahe den Straßen angelegten russischen Soldatenfriedhöfen vorbei. Sie waren von weitem am Eingang erkennbar an gezimmerten, rechteckigen Holzsäulen, weiß gestrichen. Über ihnen befanden sich Querbalken, auf denen sich ein fünfzackiger Stern befand. Links und rechts waren Fahnen an Stangen angebracht.

Im verlassenen Schlesien sahen wir mitunter von Ferne schwarzweiß gefleckte kleine Rinderherden. Doch bald erkannten wir erschrocken: Sie waren tot, lagen auf dem Rücken mit steifen Beinen und stark aufgeblähten Leibern. Einmal hörten wir außer den hin und wieder auftauchenden Geräuschen einzelner Panzer und LKWs Rufe und Schreie.

Wir blickten zurück und sahen einen Panzer nahen, dessen rechte Kette gerissen war und schräg über der Fahrbahn schleifte. Der Kommandant im Turm sah ungerührt geradeaus. Zum Ausweichen sahen wir keinen Platz, denn neben uns war der Straßengraben.

Doch wir hatten Glück: nur wenige Meter vor uns mündete ein Fußweg auf die Straße. Wir konnten einbiegen und sahen aufatmend dem vorbeipreschendem T34 nach. Auf dem fast dreiwöchigen

Marsch waren wir nicht ein einziges Mal Bedrängnissen durch Militär oder Zivilisten ausgesetzt. Wir wurden auch niemals angehalten und befragt. Außer uns waren in diesen Maitagen, über denen fast immer herrlichstes Frühlingswetter lag, oft andere kleine Gruppen oder Einzelne meistens gleichfalls mit „Vier Rädern“ unterwegs, die meisten aber nach und nach in westlicher Richtung.

In Görlitz hatte unsere Mutter von der russischen Kommandantur einen Passierschein zum Überqueren der Neißebrücke erhalten, es war ein Wehrmachtsformular. In der gedruckten Zeile „Marschziel“ stand handschriftlich: „Heimat!“

Als wir in Görlitz die Neiße überschritten hatten, waren wir faktisch allein auf den schlesischen Landstraßen, und das trieb uns zu größerer Eile an. Ein noch größeres Glück ward uns in der letzten Nacht vor Breslau in einer Scheune zuteil. Sie war so groß und mit Stroh gefüllt, daß wir uns samt Handwagen darin verbargen. Mutti war mit uns auf den Boden geklettert und hatte die Leiter hochgezogen. Erfuhren wir doch zuvor im nahen Ort Neumarkt von Einwohnern über die Untaten russischer Soldaten gegenüber den deutschen Frauen und Mädchen. Das geschah dann prompt auch nachts in dieser Scheune, in der noch einige Flüchtlinge Platz gesucht hatten. Doch wir Kinder waren, wie immer, in tiefsten Schlaf gefallen. So hörten wir erst in Breslau etwas davon, als Mutti und Oma von ihren Ängsten den Einwohnern in unserer Matthiasstraße 187 erzählten, weil sie alles anhören und um sich mit höchstem Entsetzen bangen mußten.

Als wir am Sonnabendnachmittag des zweiten Juni 1945 mit dem großen Handwagen, abgemagert, aber braungebrannt und vor allem gesund in den Hof mit Kopfsteinpflaster rasselten, saßen einige der Hausbewohner behaglich in der Sonne oder im Schatten und gerieten in Freude und Erstaunen über unsere wahrhaft wundersame Heimkehr nach der Flucht im eisigen Mo-

nat Januar. Diese Neuigkeit hatte sich bald im ganzen Haus verbreitet. Gedämpft wurde die Freude jedoch, als wir erfuhren, unser Vater sei in Gefangenschaft geraten. Es war ihm offensichtlich nicht gelungen, kurz vor der Kapitulation der Festung Breslau am 6. Mai, in unsere Wohnung zu kommen und sich zu verbergen.

Die sechzehnjährige Irmgard Pollack aus unserem Hause, die mit ihrer Mutter und ihrem Großvater trotz ständiger Aufforderungen die Stadt nicht verlassen hatte und die noch am 17. April, also 19 Tage vor der Kapitulation der Festung, zur Wehrmacht eingezogen worden war, konnte dagegen in der Nacht der Kapitulation nach Hause zurückkehren.

### Die Vertreibung

Im Herbst 1945 vermehrten sich die Gerüchte, daß im Westen Deutschlands keine Transporte mehr aufgenommen werden. Bekannt war auch, daß viele in Deutschland in Flüchtlingslagern hausten. Die Erinnerung daran war in unserer Familie noch sehr frisch, und wir spürten unausgesprochen, was „Heimat“ heißt. Auch hatten sich für uns Sechs die Verhältnisse hinsichtlich der Versorgung mit Nahrung und Bleibe stabilisiert. Mutti konnte als Einzige in der „187“ einer regelmäßigen Tätigkeit nachgehen. Als frühere Konfektionsschneiderin fand sie zwei Häuser weiter Einstellung bei einem polnischen Maßschneider. Auf Grund dessen bekam sie einen Wohnungs-Schutzschein. Dieser war an der Eingangstür anzubringen und sollte gewährleisten, daß hier keine Beschlagnahme geschah. Es gab dabei keine Probleme für Mutti. Sie ängstigte sich aber vor einem jungen Schneider, welcher öfter mit seiner Pistole fuchtelte. Weihnachten heiratete ihr Chef. Mutti konnte ihn gut leiden. Er war von ausgesuchter Höflichkeit und besaß eine elegante Ver-

lobte. Sie bekamen von Mutti als Geschenk eine Schreibgarnitur aus Steingut. Diese stammte von unserem Opa aus der Fabrik. Er hatte sie bei seinem Jubiläum während der Kriegszeit erhalten.

Zwar war niemand im Haus bisher ohne seinen Willen auf die Treckliste gesetzt worden, aber auch wir waren bereits zur Ausweisung registriert. Jeder hatte einen Schein mit seinen Personalien und eine mit einer gestempelten Marke versehene Bestätigung erhalten. Der größte Teil der Bewohner ließ sich aber in die Liste eintragen, als bekannt wurde, daß sich Frau Pollak, die für einen bestimmten Wohnbereich zuständig war und sich Quartalsleiterin nannte, jetzt im September 1946 selbst auf die Liste setzen ließ.

Nun wurde man im Haus unruhig, es setzte langsam der „Rutschbahneffekt“ ein. Es erfolgte überall die Auswahl und Beratung von Habe zur Mitnahme. Bei uns nun das zweite Mal, „erfreulicherweise“ unter weniger Zeitdruck und für eine, im Vergleich größere Menge. Das hieß auch, sich wieder einen Handwagen zu beschaffen. Das geschah auf einfache Weise. Man brauchte sich nur auf das Gelände der Außenbahnsteige des Freiburger Bahnhofes zu begeben und konnte dort seine Auswahl unter den Wagen treffen, die von den bereits Abgereisten abgestellt worden waren. Eine Gewichtsbeschränkung betreffs Mitnahme von Habe war uns nicht genannt worden. Mutti und Oma nähten aus Zeltplanen Säcke. Davon einen besonders großen für die Federbetten. Eine mit Griffen versehene Zinkwanne wurde mit in Wäsche verpacktem Geschirr und Hausrat gefüllt. Für den Vater packte Mutti, außer unserer eigenen Bekleidung, auch einen Mantel, ein Paar Schuhe und ein Hemd ein. Das geschah in der festen Hoffnung auf seine Rückkehr aus der russischen Gefangenschaft. Auch Arno und ich durften unser Eigenes einpacken. Mutti redete uns dabei nicht

hinein. Das erfolgte in englische, rechteckige lange Militärbeutel. Die hatte unser Vater einst beim Urlaub mitgebracht. Mein Inhalt war: ein Paar Schlittschuhe, zwei Trapperbücher, deren Titel ich noch heute weiß, sowie mein Tagebuch. Eigentlich hätten es zwei sein können: aus der Kinder- und Jugendbücherei hatte ich mir bei der alle 14 Tage möglichen Ausleihe im Januar 1945 einen Jugendalmanach geholt. Dieser enthielt unter anderem das Alphabet für eine Geheimschrift. Bei dieser traten anstelle der lateinischen Buchstaben jeweils einfache geometrische Formen, z.B. ein Kreis, ein Halbkreis mit Rundung oben, unten, links oder rechts; ein Dreieck mit Spitze nach oben, unten, links oder rechts usw. Das Buch geriet mir im Juni 1945 wieder in die Hände. Dabei kam mir der Gedanke, es für die Weiterführung des Tagebuches zu verwenden. Das geschah auch, und es fiel mir nicht schwer, damit Text beinahe fließend zu schreiben. Die Aufzeichnungen machte ich mehrere Wochen. Es gab jeden Tag Ungewohntes aus dem Alltag dieser Zeit zu vermerken. Als nach dem 2. August 1945 die als „Repatriierung“ bezeichnete Vertreibung der Deutschen bekannt wurde, hatte ich die Befürchtung, wenn das Tagebuch mit den Geheimzeichen bei der Kontrolle entdeckt würde, könnten wir Repressalien ausgesetzt sein, und nahm es deshalb auch nicht in meine Utensilien auf. Es jedoch mit lateinischen Buchstaben weiter zu schreiben – der Gedanke kam mir nicht.

Im Oktober 1946 verließ ein kleiner Troß mit etwas Habe die Hausdurchfahrt der Matthiasstr.187. Auf der Fahrbahn der Matthiasstraße, die inzwischen in Stalinstraße umbenannt worden war, ging es links ins Stadtinnere. Das Ziel war eine Schule in der Paradiesstraße/Ecke Feldstraße – die Sammelstelle. Dort stand am Eingang „Halt“ und die Nachricht „das Lager ist voll“, das hieß Umkehr. Das geschah von allen ohne Aufregung, auch das nochmalige Betreten des Hauses „187“ und der Wohnung. Von

dieser hatte Mutti übrigens den Zweitschlüssel mitgenommen. Im Schloß fand sie noch den Erstschlüssel vor. Doch bereits in der nächsten Woche wiederholte sich unser „Abgang“.

Diesmal erfolgte Zugang zur Schule und Aufenthalt für eine Woche. An diese Tage fehlt mir jegliche Erinnerung, außer dem Tag des Verlassens dieser Schule. Das war am Dienstag, dem 5. November 1946, am frühen Nachmittag bei trübem Wetter. Wir bekamen zuvor jeder ein kleines grünes Kärtchen, welches an der Kleidung, nach Möglichkeit an der Kopfbedeckung, zu befestigen war. Ein banger Augenblick war das Vorbeifahren an der polnischen Milizkontrolle an der engen Hausdurchfahrt. (Die Schule befand sich auf dem Hof, die Straßenseite war ein Wohnhaus.) Aber es gab nur ein scharfes Anblicken durch junge, bewaffnete Milizangehörige, welche an beiden Seiten standen.

Erleichtert ging es auf der Straße weiter inmitten einer langen Handwagenkolonne zum Freiburger Bahnhof. Hier stand ein langer Güterzug außerhalb der Bahnhofshalle an einer großen Umschlagsfläche mit zum Glück bedachten Waggons (fiel uns doch gleich wieder der Regentag und die Nacht auf dem Bunzlauer Bahnhof ein). Einige waren bereits besetzt. Bei einem leeren Wagen dann Halt und Abladen. Beim Einsteigen und Hineinheben des Gepäcks gab es keine Hektik oder heftigen Wortwechsel betreffs Platzbelegung in bezug „wer – wo – wieviel“. Es herrschte Schweigen wie beim Betreten einer Straßenbahn. In der Waggonmitte stand ein kleiner „Kanonenofen“, welcher an dem kühlen Herbsttag bald seinen Dienst antrat, später auch als Kochstelle. Wir Jungens brachten den leeren Wagen zu den vielen anderen an der Einfahrt zurück. Beim Rückweg kamen uns Leute mit einem zweirädrigen Planwagen entgegen. Es wurde geflüstert, hier sei jetzt eine alte Frau gestorben.

Die Dunkelheit setzte ein. Alle hatten nach und nach Platz auf



und zwischen dem Gepäck, das zugleich unsere Schlafstatt war, eingenommen und warteten auf die Abfahrt. Polen waren nicht mehr zu erblicken.

Es wurde nicht kontrolliert, wieviel Personen sich in jeweils einem Waggon aufhielten. Bei den draußen immer wieder Ankommenden und den Einsteigenden gab es keine Hektik oder laute Stimmen. Es war alles seltsam still. Nirgends war lautes Weinen oder Schluchzen zu hören. Im Innersten waren wir – und wohl auch alle anderen – froh, endlich wieder in geregelte deutsche Verhältnisse zu kommen. Wie die Reaktion der Insassen auf das Abfahrtsignal nach der eingebrochenen Dunkelheit war, daran gibt es bei mir keine Erinnerung und auch wenig andere während der eintönigen Fahrt. Hin und wieder stimmte eine Frau ein Volkslied an. Eines wurde von ihnen immer wieder gesungen, ein sentimentales Küchen- oder Bänkellied:

*Wenn der Flieder blüht, zieh' ich wieder fort,  
heute hier und morgen dort,  
von Morgen bis Nacht.  
Mir hat auf Erden nie ein Glücksstern gelacht,  
Wenn der Herrgott ruft, geh' ich in seinen Hort.  
Dann bin ich zu Haus', gehe niemals mehr fort,  
denn die Heimat ist dort, in der Ewigkeit.*

Nach langer Bahnfahrt erreichten wir den Grenzübergang Forst. Der Zug hielt außerhalb des Bahnhofs und wir mußten uns alle in Reihe am Bahndamm aufstellen. Es nahte bald polnische Miliz mit Gewehren. Sie schritten langsam die Reihe ab, musterten uns und blieben manchmal stehen. Manchmal stellten sie eine Frage. In unserer Nähe stand ein junger Mann, den sie sich genau ansahen. Plötzlich sagte einer zu ihm auf Polnisch, er soll die Hand aus der Hosentasche nehmen. Das tat er auch. Daran

erkannten sie offenbar endgültig, daß es sich um einen Polen handelte und nahmen ihn mit einem Wink mit. Zuvor hatte er nur kurz und gebrochenes Deutsch gesprochen.

Notdürftiges Waschen war manchmal an einer Wasserstelle bei der Lok möglich. Wie die Toilettenfrage gelöst war, weiß ich nicht mehr. An eventuelle Essenausgaben an der Bahnstrecke habe ich keine Erinnerung.

Nach langsamer Fahrt und häufigen langen Stopps an den fünf Tagen und fünf Nächten erreichte der Zug am 10. November 1946 am Sonntagmittag bei grellem Sonnenlicht ein Bahnhofsgelände, und es hieß plötzlich: „Aussteigen, wir sind in Naumburg, es ist in Sachsen!“ Heraus das Gepäck auf irgendwelche Fahrzeuge und zu Fuß hinterher, nur wenige Schritte. Einfahrt durch ein Tor, dort ein langer Bretterzaun. Vor uns ein Barackenlager, es soll ein ehemaliges Lager des Reichsarbeitsdienstes gewesen sein. Innen befand sich an der Umzäunung ein schräger, steiler Hang mit Gras bewachsen. Damit sollte wohl einst das Übersteigen verhindert werden. Hier blieben wir zwei Wochen in Quarantäne. Rot-Kreuz-Personal empfing uns. Registrierung, Verteilung auf die Stuben, endlich richtig waschen und abends hinein in die mit Strohsäcken ausgestatteten Doppelstock-Betten. Nächsten Tag die Aufforderung zur ärztlichen Untersuchung in der Sanitätsbaracke. Zugleich erhielten Personen ab 14 Jahre einen amtlichen Paß. Er trug auch den Abdruck des rechten Zeigefingers. Sein fettgedruckter Aufdruck war „Flüchtlings-Paß“. Auf seinen vier Seiten waren zuvor unter anderem Fragen zu beantworten gewesen. Das geschah gleich nach der Zeile zur Unterschrift des Inhabers unter dem Platz eines Paßfotos, das jedoch fehlte, weil es damals nicht beschaffbar war. Die ersten Fragen lauteten:

1. Mitglied der NSDAP gewesen ?
2. seit wann ?

Wahrscheinlich wären solche Personen vor dem Entlassen aus dem Lager ausgesondert und abtransportiert worden. Das war im Sommer 1945 in unserer „187“ in Breslau unter der Polen-herrschaft so geschehen und betraf eine Bewohnerin. Sie hieß Frau Zimmer, ihr Mann war einst Postbeamter.

Weitere Angaben betrafen den „Gesundheitsbefund“, „Allgemeiner Befund“, „entlaust“, „frei von Infektionskrankheiten“.

Danach waren auf dieser dritten Seite Stempel und Unterschrift des Arztes (Dr. med. Dietrich Bachmann) sowie der Lagerstempel mit Unterschrift: Umsiedler-Betreuung

Naumburg/Saale-.....stube

Lager: „Am Ostbahnhof“

Zwar war hier von „Umsiedler-Betreuung“ die Rede, aber wir besaßen laut Paß den Status „Flüchtling“. Übrigens brauchte der Paß in Halle beim Erhalt des Personalausweises nicht abgegeben werden bzw. wurde er auch nicht als „Ungültig“ erklärt.

Ich habe meinen Flüchtlings-Paß über vierzig Jahre sorgsam aufbewahrt. Ende der achtziger Jahre ging er mir jedoch unbemerkt verloren. Das geschah beim gegenseitigen Lesen von Breslau-Literatur mit einem anderen Vertriebenen. Auch der von der russischen Kommandantur am 28. Mai 1945 in Görlitz ausgestellte Passierschein zum Überqueren der Neißebrücke ging dabei leider verloren. Die Kommandantur hatte dazu ein Wehrmachtsformular benutzt, in der Zeile Marschziel war handschriftlich „Heimat“ eingetragen worden. Das Marschziel haben wir zwar erreicht, aber das Verbleiben war leider nicht von langer Dauer. Eine Lagersperre gab es nicht. Auch wir Kinder wagten ein paar Schritte zur Straße. Dort erblickten wir freundliche Häuschen, saubere stille Straßen, aber keine Menschen. Einmal wagten wir uns an nahes Grünland und standen an einem schnell fließenden Wasser. Zurückgekehrt, hörten wir, es sei die Saale, an der Naumburg liegt, und es gäbe hier auch einen Dom.

## Die Ankunft

Am Sonntag, den 24. November 1946 verließen wir die Baracken des Quarantänelagers „Ostbahnhof“ in Naumburg und gelangten wieder an die nahen Gleisanlagen. Dort stand ein Zug bereit, dieses Mal mit Personenwagen. Dessen Fensterscheiben waren dick vereist. Doch wir gerieten bald ins Schwitzen beim Verstauen des Gepäcks. Wie es gelang, die mit Griffen versehene, verschnürte Zinkwanne hinein zu bekommen, ist mir heute rätselhaft. Die Abfahrt erfolgte am Mittag und am frühen Sonntagnachmittag stiegen wir auf dem Gelände des Güterbahnhofs an der Freimfelder Straße in Halle (Saale) aus. Das geschah bei strahlender Novembersonne, klarem Himmel und Winterkälte. Es standen genügend Handwagen bereit, wir luden unsere „Mitbringsel“ auf Handwagen. Arno und ich waren wieder das Gespann an der Deichsel; erst eilenden Schrittes, denn es ging bis zur Unterführung am Hauptbahnhof bergab. Nach einer Steigung auf einen Platz und Weiterfahrt, ergab sich rechts der aus Breslau vertraute Anblick: große Trümmerberge. Später wissend, es waren der Riebeckplatz und die Magdeburger Straße. Dann bogen wir rechts ein und fuhren bald auf den Hof einer Schule, der Friesenschule, so hörten wir. Wir hielten an der Turnhalle und traten ein. Der Anblick war schockierend. Der Boden war mit in Reihen geordneten Strohsäcken belegt. Dazwischen das Gewirr von hier Einquartierten. Niemand beachtete uns. Jemand forderte uns auf zu folgen, und wir Sechs hatten das Glück, in einem kleinen Nebengebäude, welches Umkleideräume besaß, die mit Doppelstock-Betten versehen waren, allein unterzukommen. Das Gepäck wurde am nächsten Tag im Keller, wohl mit Dampf, geruchlos desinfiziert. Ob wir noch einmal „entlaust“ wurden, ist mir nicht mehr im Gedächtnis geblieben. An diese Art dieser Gesundheitsmaßnahme kann ich mich

auch von Naumburg her nicht erinnern. Die Gemeinschaftsverpflegung erfolgte durch Selbstabholung aus angelieferten Essenbehältern. Wir hatten noch ein paar Kartoffeln aus Breslau mitgebracht, aber keine Kochmöglichkeit dafür in der Schule. Deshalb ging eines Abends Oma mit mir an eines der abgeschlossenen Nachbarhäuser und klingelte an einem Namensschild. Alsbald erschien eine Frau und Oma nannte ihre Bitte: einen Topf mit Kartoffeln, den sie in den Händen hielt, für uns abzukochen. Dieses Anliegen fand bei der Hallenserin Gehör. Zur vereinbarten Zeit bekamen wir unser zusätzliches „Abendbrot“ abgekocht und wortlos gereicht.

Gegen Wochenmitte erhielt Mutti den Schein einer Wohnungszuweisung zum Haus Domplatz 10 mit der einstigen Fleischerei Borgis, in der sich nun eine Konsum-Verkaufsstelle befand. Dieses Dokument erwähnte als rechtliche Grundlage das alliierte Kontrollratsgesetz Nr. 18.

Am Freitag standen Arno und ich noch einmal an einer Handwagen-Deichsel, und wir folgten erlöst allesamt Mutti, der Wegweiserin. Am Tag zuvor hatte sie sich bei der dortigen Hauswirtin gemeldet, den Wohnraum besichtigt und war sichtlich zufrieden über das künftige Leben im ruhigen Domviertel. Dessen Mittelpunkt war der Domplatz. An ihm befanden sich außer vier Wohnhäusern das Mineralogisch-Petrographische Institut und das Zoologische Institut der Universität Halle. Der Blick vom Flurfenster ließ an der Einmündung der Domstraße das Tor des Museums für Mitteldeutsche Erdgeschichte erkennen, ein Teil des Moritzburg-Komplexes – das alles erfuhren wir nach und nach.

Der Anblick des Doms war freilich gewöhnungsbedürftig. Wir dachten, es wäre eine Malzfabrik oder ähnliches. In guter Erinnerung war mir unser Dom in Breslau. Er befand sich mit der Kreuzkirche auf der Dominsel und bot den prächtigsten Blick an

Wolfgang Gottschlich

der Holteihöhe über die Oder hinweg. Von dessen zwei Türmen hatte ich mir damals eine Laubsägearbeit gefertigt. Rathaus und Dominsel sind noch heute die markantesten Wahrzeichen der Stadt.

Der Dom in Halle bietet gemeinsam mit dem Flügel der Moritzburg bei Vollmond einen stimmungsvollen Anblick. Zwischen beiden gewaltigen Bauwerken steht im Domhof ein mächtiger Baum mit riesiger Krone. Dieser ließ, belaubt oder als Geäst, insbesondere bei dahinziehendem Gewölk, ständig andere Eindrücke entstehenden.

Die Wirtin empfing uns freundlich. Sie hatte in die zwei Stuben der Mansarde ein paar kleinere Möbelstücke stellen lassen. Im Flur, er besaß ein Fenster zum Platz, stand uns erfreulicherweise ein mächtiger Kleiderschrank zur Verfügung. Der eine halbe Treppe tiefer gelegene Raum war die Küche und enthielt einen eisernen Kochherd und eine Bank. Die wiederum eine halbe Treppe höher gelegene Kammer bekamen wir später bei Ankunft des Vaters. Infolge des dürftigen Mobiliars hatten wir keine Probleme mit den schrägen Wänden, aber angesichts dieser Tatsache bald einen Vers parat:

*Unterm Dach' juchbe, unterm Dach juchbe,  
bat Frau Gottschlich ihre Jungen.  
Wenn sie Hunger ham', wenn sie Hunger ham',  
fangen sie an zu summen:  
wir haben Hunger, Hunger, Hunger,  
haben Hunger, Hunger, Hunger,  
haben Durst.*

Auf dem Flur befand sich uns gegenüber eine weitere Wohnung. Die Mieter waren die dreiköpfige Familie Born. Als Mutti hörte, sie wohnen schon zwanzig Jahre hier, sagte sie entschie-

den „solange wohne ich nicht hier“ – es wurden einundvierzig Jahre. Die erste Nacht schliefen wir auf dem blanken Fußboden. Am nächsten Tag konnte Mutti mit uns zwei Großen aus der nahen Talamtschule in mehreren Wegen hölzerne einstige „Luftschutzbetten“ einschließlich gefüllter Strohsäcke holen. Am folgenden Morgen gingen wir auf erste Erkundungen in die Umgebung. Welcher Anblick bot sich, als wir an den nahe gelegenen Marktplatz kamen? Der eines Weihnachtsmarktes. Ein Besuch war freilich „nicht drin“, aber bereits sein Vorhandensein stimmte uns Kinder unausgesprochen froh und friedlich. Am übernächsten Tag, einem Montag, meldete Mutti uns vier Kinder als ersten Schritt in der Schule an. Für meine Geschwister galt dafür die Steintor-Schule, für mich die Alte Volksschule.

Bei Bodo, dem Jüngsten, war es die Einschulung, welche im Herbst '46 fällig gewesen wäre. Bei uns drei anderen gab es Nachholebedarf: seit Frühjahr 1944 war in Breslau infolge „...der Kriegereignisse der Schulunterricht...“, wie der Eintrag im noch vorhandenen Schulzeugnis-Heft besagt, „...eingestellt worden“. So wurden wir jeweils, altersmäßig gesehen, zwei Jahre zurückgestuft. Ich kam in die siebente Klasse. Im Dezember oder Januar '47 hieß es einmal, wir sollen unsere Erlebnisse aus den Jahren 1945 und 1946 niederschreiben. „Sie würden eingesammelt und zum Kreisschulamt gelangen“. So oder ähnlich lautete die Ankündigung des Klassenlehrers Störmer. Nach einigen Wochen bekam ich in diesem Zusammenhang als kleine Anerkennung vom Lehrer eine kleine graue Lebensmitteltüte übermittelt. Sie enthielt Waffeln, welche daheim getreulich geteilt wurden. Vielleicht existieren beim Kreisschulamt Halle von dieser „Aufsatzaktion“ im Archiv noch diese Schülerberichte.

Der Weihnachtsmarkt rings um den Roten Turm versetzte uns Kinder immer wieder aufs neue in weihnachtliche Vorstellungen, führte uns doch der tägliche Schulweg über diesen hinweg.

Baumschmuck und Kerzen gab es genügend, doch keine Weihnachtsbäume. Daß uns im Vorjahr zu Weihnachten in Breslau ein solcher auch fehlte – kein Trost. Ein oder zwei Tage vor dem Fest klingelte es an unserer Haustür. Es stand eine Nachbarin vom Domplatz 2 (das Haus wurde in den achtziger Jahren abgerissen) davor und gab Mutti eine kleine Fichte und einen runden Obstkuchen. Das hob unsere Stimmung augenblicklich. Sofort wurden eilends Christbaumschmuck, Kerzen und Halter sowie ein Ständer gekauft. Dieser war übrigens offensichtlich aus dem Teil eines Kriegsgerätes gefertigt worden. Es gab auch kleine Geschenke vom Weihnachtsmarkt. Meines war eine Buchhülle aus dem Kunststoff „Igelit“. Die Hauswirtin, Frau Kreutz, bescherte uns mit einem Bunten Teller. Die Mutti begann noch im Dezember eine Tätigkeit als Reinigungskraft bei der Landesregierung Sachsen-Anhalt in den ehemaligen Kasernen an der Dessauer Straße. Mutti in ihrer Arbeitsstelle und auch wir Kinder in der Schule hatten mit den Hiesigen keine Probleme des Zusammenlebens. Das galt auch für uns Geschwister beim Umgang mit Schul- und Nachbarkindern. Sie stellten übrigens keine Fragen nach unserem „Woher“, wir waren eben einfach „Neue“. An beiden Orten, wie auch anderswo, waren natürlich stets noch andere „Umsiedler“, wie die offizielle Version lautete. Zwischen uns und den Hallensern gab es keine Polarisierung. Uns vereinte unbewußt die gemeinsame Not der schweren ersten Nachkriegsjahre. Es war auch nie die Rede davon, „Ihr eßt uns noch das Wenige weg, was wir haben“ oder „Ihr setzt euch überall in unseren Wohnungen fest, und für uns bleibt nicht“. „Hergezogen“ wurde über uns nur manchmal in der Form: „Komisch, die haben alle im Osten Häuser gehabt“. Viel später begriffen wir das Mißverständnis von ihnen. Alle schlesischen Städter sprachen immer, wie gewöhnt, „in unserem Haus...“, von unserem Haus.... Gemeint war jedoch das Haus, in dem wir je-



weils als Mieter lebten und welches das Stück ureigenste Heimat mit ihrem unmittelbaren Umfeld war. Es kursierte bei den Einheimischen wohl auch der Spottvers:

*Komme aus dem Schlesierland  
Papiere verbrannt,  
Hitler nie gekannt.*

Natürlich hatten wir in Halle mit unseren „mitgetreckten“ Hausbewohnern der Matthiasstraße 187 Kontakt aufgenommen. Das geschah ohne Anmeldung, ohne daß beim Niederlassen eine Tasse (Malz)Kaffee oder Kräutertee gereicht wurde. Auch sie kannten keine schlechten Erfahrungen mit den Hallensern. Gemeinsame Erinnerungen und Alltagsneuigkeiten und-erfahrungen von der Stadt und den Vermietern wurden getauscht.

Beklagt wurden in dem strengen Winter 1946/47 von ihnen die zum Teil sehr hohen Wohnräume, waren doch diese in der brennstoffarmen Zeit gar nicht warm zu bekommen. Wir wurden von den Besuchern ob der Stübchengrößen förmlich beneidet. Doch auch bei uns waren an den Mansardenfenstern Eisblumen und Flächenvereisung an der Tagesordnung. Ungern machten wir zwei Großen uns immer wieder mal auf den Weg zum „Kohlenklauen“ auf dem Bahngelände an der Volkmannstraße in Nähe der Berliner Brücke. Wurde man von der Bahnpolizei erwischt, hieß es nur kurz „Mitkommen!“ und die paar Brocken Brikett oder Steinkohle wurden in der Wachbaracke auf den Boden geschüttet.

In den Gesprächen hörten wir immer wieder, daß von den Flüchtlingen für die jetzt Verstorbenen von ihren Angehörigen die Einäscherung gewählt wird. Das geschah mit dem Gedanken, vielleicht einmal doch in die alte Heimat zurückkehren zu können und dann die Urnen in der Heimerde beisetzen zu

können. Leider hatten wir im November 1947 auch Anlaß, diese Bestattungsart zu nutzen: unsere Oma erlag ihrem Leiden in dem damaligen Hilfskrankenhaus, welches sich in der Wittekind-Schule befand.

Wir besaßen in Breslau mütterlicher- und väterlicherseits einen großen Verwandtenkreis. Mit ihnen allen konnten wir bereits 1946 in Breslau und später in Halle postalische Verbindung aufnehmen. Sie befanden sich alle in einer der drei westlichen Besatzungszonen und waren ohne Ausnahme von Bayern bis Friesland in ländlichen Gegenden untergebracht worden. Wir dagegen fanden in Halle die gleiche städtische Struktur vor, wie in unserer einstigen schlesischen Landeshauptstadt Breslau. Freilich erlebten wir das nicht bewußt, sondern empfanden das als natürlich, als Großstädter wieder in eine Großstadt zu kommen. So begleitete uns das Glück seit 1945 auch weiter bis nach Halle an den Domplatz. Dort lebte ich übrigens dreißig Jahre. Gar manches war uns von Breslau vertraut. Dort wie hier ein Fluß mit Wiesen und Brücken in der Nähe, das hörbare Bimmeln der Straßenbahn vom nahen Hallmarkt. Die Einkaufswege waren kurz, das Stadtzentrum sogar näher als in der alten Heimat. Das galt auch für die städtische Leihbücherei und das Hallenbad, den Weihnachtsmarkt und Rummelplatz. In Breslau nur ein Kino in der Nähe, hier gleich mehrere.

Im sprachlichen Umgang mussten wir einiges Schlesische ablegen und Sächsisch verstehen lernen: „Ein Böhm“ – ein Groschen, „fünf Böhm“ – ein Fünziger, „kaascheln“ – glandern. In der Weihnachtszeit wurden hier Stollen gebacken, in Schlesien war der Streuselkuchen Tradition. Mutti war auch deshalb mit dem Wohnort zufrieden, weil er sich in der russischen Besatzungszone befand. Sie nahm an, daß Kriegsgefangene in Rußland eher entlassen werden, wenn sich ihre Angehörigen in der Ostzone befinden (es war ein Trugschluß, unser Vater wurde erst

1948 aus einem Lager in einer asiatischen Sowjetrepublik entlassen) – und wir waren näher an der alten Heimat. Die Hoffnung, dorthin zurückzukehren, gab es noch jahrelang. Ein weiterer Beweis für das „Gefallen in Halle“ ist, daß von uns vier Geschwistern keines sich nach dem Westen „absetzte“. Es gab nicht einmal Gespräche über ein solches eventuelles Vorhaben. Was uns das Eingewöhnen in Halle problemlos machte, war das, was wir unbewußt spürten und worauf die bekannten Worte Fontanes zutreffen, welche der Dichter am Ende seiner „Wanderungen durch die Mark“ einst schrieb:

„Das Beste, dem man begegnen wird, sind die Menschen.“

Als sichtbarstes Zeichen dafür mag vielleicht auch gelten, daß drei der Gottschlich-Geschwister hallesche Ehepartner fanden.

Unsere Mutter lebte vierzig Jahre in Halle und konnte sich über sieben Enkelkinder freuen.

Dem Vater war das – infolge seines nur drei Jahre währenden Lebens in der neuen Heimat – nicht mehr vergönnt.

Gerald Grohmann

## Unsere Vertreibung und die Zeit danach



*Familie Grohmann*

Wir lebten bis zu unserer Vertreibung in Rennersdorf, einem kleinen Ort an der Grenze zwischen Elbsandsteingebirge und Lausitzer Bergland. „Wir“, das sind meine Mutter, meine beiden Geschwister und ich. Mein Vater war Soldat gewesen und befand sich in amerikanischer Gefangenschaft. Mein Bruder war damals acht, ich sechs und meine Schwester vier Jahre alt.

Am 21.6.1945 erhielt meine Mutter den Ausweisungsbefehl, demzufolge wir am nächsten Tag unsere Wohnung verlassen mußten.

An die Vertreibung habe ich nur bruchstückhafte Erinnerungen. Es dürften etwa 20-30 Personen gewesen sein, die mit uns zusammen aus unserem Ort ausgewiesen wurden. Das einzige Fahrzeug in der Kolonne, an das ich mich erinnere, war der Kindersportwagen, in dem meine Schwester saß. Vor uns lief ein altes Ehepaar, dessen Gepäck aus einem Karton bestand. Diesen

trugen sie an einem Stock zwischen sich.

Wir wurden zunächst von Soldaten nach Dittersbach eskortiert. Dort wurden wir „gefilzt“. Meine Mutter hatte nicht versucht, Wertsachen mitzunehmen, so wurde nur mein neuer Schulranzen konfisziert, er war aus Leder.

Ich erinnere mich an drei Männer, die aus der Kolonne ausgesondert wurden. Sie standen vor einer Böschung, und wir zogen an ihnen vorüber. Meine Mutter sagte mir später, daß noch ein vierter ausgesondert wurde und daß etwas später Schüsse gefallen seien. Nach meiner Kenntnis sind diese Männer nie wieder aufgetaucht.

Gegen Abend haben wir sächsisches Gebiet erreicht. Die Nacht verbrachten wir unter einem überhängenden Felsen. Am nächsten Tag erreichten wir Saupsdorf, es kann auch Hinterhermsdorf gewesen sein. Der Ort war voller Vertriebener. Dort sah ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Kartoffeldämpfe. Das ist ein großer Kessel, in dem normalerweise Kartoffeln für Schweine gekocht werden. Man hatte ihn in Betrieb genommen, um die Vertriebenen verpflegen zu können. Wir haben uns dann irgendwie nach Seifhennersdorf/Oberlausitz durchgeschlagen. Dort wohnte eine Schwester meiner Mutter mit ihrer Familie.

Einige Wochen später kamen meine Großeltern, die auch vertrieben worden waren. Damit war die Zahl der Personen in der Wohnung von drei auf neun angewachsen.

Nun begann das Hungern. Meinem Onkel, der früher selbständiger Sattlermeister gewesen war und den Bauern in der Umgebung die Pferdegeschirre reparierte, gelang es ab und zu, etwas Eßbares aufzutreiben. Ich erinnere mich an einen Sack mit Äpfeln, über die Benzin gelaufen war, und an Kartoffeln, die wahrscheinlich erfroren waren, fürchterlich stanken und entsprechend schmeckten.

Bekannt ist das Interesse der Rotarmisten an Uhren. In Seifhen-

nersdorf machte folgende Geschichte die Runde: Einer von ihnen hatte einen Wecker erbeutet und sich diesen vor den Bauch gebunden. Plötzlich klingelte der Wecker. Der Soldat warf ihn zu Boden und schoß auf ihn.

Seifhennersdorf war voll von Vertriebenen. Viele glaubten, die Vertreibung sei nur vorübergehend, und blieben deshalb in der Nähe der Grenze. Nach etwa einem Vierteljahr wurden Transporte zusammengestellt, um die Leute weiter ins Landesinnere zu bringen.

Wir wurden nach Mücheln (Geiseltal) in Mitteldeutschland geschickt. Dort waren wir für eine Woche in einem Gebäude der Zuckerfabrik untergebracht. Dann wurden wir auf die umliegenden Dörfer verteilt. Wir kamen nach Schnellroda, einem Dorf etwa acht Kilometer westlich von Mücheln. Ich erinnere mich, wie wir auf dem Platz vor der Schule standen und von den Bauern begutachtet wurden, die verpflichtet worden waren, Leute aufzunehmen. Wir haben offenbar nicht den Eindruck erweckt, für die Landwirtschaft besonders brauchbar zu sein, daher waren wir fast die Letzten, für die sich ein „Abnehmer“ fand. Am 1. Oktober 1945 wurde ich in die dortige Zwergschule eingeschult. Die Klassen 1-4 wurden gemeinsam unterrichtet. Im Winter fiel der Unterricht oft wegen Mangels an Heizmaterial aus. Später wurde die Schule mit der vom Nachbardorf zusammengelegt, und es wurden nur jeweils zwei Klassen gemeinsam unterrichtet.

Nach meiner Erinnerung hat es mindestens 3-4 Jahre gedauert, bis wir einigermaßen integriert waren. Ich habe lange gebraucht, bis ich Freunde hatte. Zwar hatte ich bald begonnen, mich mit einem Mitschüler, auch einem Vertriebenen, anzufreunden. Aber dann starb dessen Mutter, und sein Vater zog mit ihm weiter.

Ich habe auch an „Glaubenskriegen“ teilgenommen. Ich gehörte

zur katholischen Minderheit. Nach unserem Religionsunterricht wurden wir öfters von Vertretern der protestantischen Mehrheit erwartet, und es gab Rangeleien. Seitdem bin ich überzeugt, daß bei Glaubenskriegen die Religion meist nur ein Vorwand ist, denn besonderen religiösen Eifer haben ansonsten weder wir noch unsere Gegner an den Tag gelegt.

1946 kehrte mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er bekam Arbeit in einem Betrieb der Wintershall AG, dem späteren VEB Mineralölwerk Lützkendorf. Er wurde zunächst als Transport- und Montagearbeiter eingestellt. Eigentlich hätte es Demontagearbeiter heißen müssen. Unter anderem war er an der Demontage der „Kohleverflüssigung“ beteiligt. Das war eine Anlage, in der nach dem Fischer-Tropsch-Verfahren aus Kohle Benzin erzeugt wurde. Offiziell sollte diese Anlage in Schwarzheide wieder aufgebaut werden. Merkwürdigerweise wurden die Kisten aber mit russischen Aufschriften versehen.

Die Empfänger dürften allerdings nicht allzu viel Freude daran gehabt haben, denn der Betrieb war zu 80% durch Bomben zerstört worden.

Die ersten Nachkriegsjahre waren auch für uns Hungerjahre. Mit Ährenlesen und Kartoffeln- und Rübenstopfeln wurden die kargen Rationen aufgebessert. Die Ergebnisse der Sammeltätigkeit wurden zu teils abenteuerlichen Gerichten verarbeitet. In nicht gerade guter Erinnerung habe ich eine „Nachspeise“. Sie bestand aus Roggenkörnern, die, in einer Kaffeemühle geschrotet und mit Wasser gequollen, eine etwas unappetitliche graue Masse ergaben.

Eine etwas sportlichere Variante der Nahrungsbeschaffung für uns Kinder war „Wischni zapzarap“, die Selbstbedienung an Kirschbäumen. Sie erforderte Kletterkünste und die Fähigkeit, beim Nahen des Besitzers schnell das Weite zu suchen.

Unsere Wohnung bestand aus zwei Räumen. Der eine dürfte etwa

Gerald Grohmann

15-20, der andere 5-6 Quadratmeter groß gewesen sein. Küche oder Bad hatten wir nicht. Das ist für fünf Personen nicht eben viel. Deshalb verbrachten wir Kinder unsere Freizeit auf der Straße, wenn es das Wetter zuließ. Das war damals unproblematisch, denn der Verkehr bestand fast ausschließlich aus Pferdefuhrwerken.

Eine Episode aus dieser Zeit fällt mir noch ein. Eine Bauersfrau war krank und glaubte sterben zu müssen. Eine Vertriebene, die bei ihr wohnte und sich allein mit mehreren Kindern durchschlagen mußte, ließ das gebotene Mitleid vermissen. Sie sagte nur: „Sie starbn nu nee, Sie honn die Aachn nou zu weit vunn Oarsche.“ Sie behielt Recht.

1951 übersiedelten wir nach Mücheln. Mein Vater arbeitete inzwischen als Angestellter. Damit waren wir keine Vertreter der fortschrittlichen Arbeiterklasse, sondern Angehörige einer Schicht, die zum politisch unzuverlässigen Kleinbürgertum tendiert. Das hatte natürlich Auswirkungen auf unsere berufliche Förderungswürdigkeit. Mein Bruder wollte nach einem sehr guten Abitur Physik studieren. Er bekam keinen Studienplatz und ging daraufhin in den Westen. Er lebt heute in Frankfurt/Main. Ich musste nach dem Abitur meine Verbindung zur Arbeiterklasse festigen, indem ich ein Jahr lang Sauerstoff in Stahlflaschen füllte. Dann durfte ich in Halle Mathematik studieren. Das praktische Jahr für angehende Studenten war damals noch nicht allgemein üblich. Meines Wissens waren wir der erste Jahrgang, bei dem es praktiziert wurde. Es erinnert an die Methode „ein Jahr Produktion“, mit der Intelligenzler diszipliniert wurden, die nicht auf der Linie lagen. Mein Mathematiklehrer sagte mir hinter vorgehaltener Hand, ich hätte mir einen anderen Vater suchen sollen.

Mathematik galt damals als ziemlich brotlose Kunst. Es gab einige wenige Industriemathematiker und die Möglichkeit einer



Hochschullaufbahn. Das änderte sich aber nach kurzer Zeit. Höherenorts hatte man beschlossen, daß die Elektronische Datenverarbeitung (EDV) dem Sieg des Sozialismus nützlich sei. Daher wurde der VEB Elektronische Rechenmaschinen in Karl-Marx-Stadt mit einem großzügigen Wohnungskontingent zur Neuanwerbung von Arbeitskräften ausgestattet. So kam ich zu einer Neubauwohnung in Karl-Marx-Stadt – heute wieder Chemnitz – und einer Tätigkeit als Programmierer. Informatiker gab es damals noch nicht, und Mathematiker erwiesen sich als dafür sehr geeignet. Der Betrieb wurde später Bestandteil des Kombines Robotron.

Wir haben uns redlich bemüht, Elektronenrechner mit Weltniveau zu produzieren. Dabei haben wir uns von den Produkten der Firma IBM kräftig inspirieren lassen. Aber die bösen Kapitalisten haben ein derartiges Entwicklungstempo vorgelegt, daß der Abstand immer größer wurde. Überholen ohne Einzuholen hat auch nicht geklappt, und so wurde es nichts mit der Überlegenheit der sozialistischen Produktivkräfte und dem Sieg des Sozialismus.

Das Kombinat Robotron hat die Wende nicht überlebt. Nach meiner Kenntnis ist die stellvertretende Chefin unseres Fachgebietes zur Hauptverwaltung der IBM Deutschland nach Stuttgart gefahren und hat dort von unseren Fähigkeiten berichtet. IBM entschloß sich zu einem vorsichtigen Versuch und beteiligte sich an der Gründung einer Leiharbeiterfirma für EDV-Spezialisten. Diese Firma erwies sich als sehr erfolgreich. Sie hat inzwischen ihren dritten Namen (csd, csg, it') und ist einer der größten Arbeitgeber in Chemnitz. In ihrem Auftrag war ich die letzten zehn Jahre als „Wanderprogrammierer“ unterwegs. Unser Studium der IBM-Erzeugnisse war eine hervorragende Ausbildung für diese Tätigkeit.

Meine Schwester ist in Mücheln geblieben. Sie hat bis zur Wen-

Gerald Grohmann

de als Chemielaborantin in Lützkendorf gearbeitet. Sie arbeitete noch einige Jahre bei der Nachfolgefirma Addinol. Heute ist sie Rentnerin. Von ihren drei Töchtern lebt die Älteste in Eisleben. Die beiden anderen sind, der Liebe und den Arbeitsmöglichkeiten folgend, in die alten Bundesländer übersiedelt.

Meine Eltern sind inzwischen verstorben. Sie haben die Wende leider nicht mehr erlebt.

Im Nachhinein betrachtet, sind wir noch relativ glimpflich davongekommen. Unsere Nachbarn in Rennersdorf waren nicht bei der ersten Vertreibungswelle. Sie wurden zunächst in einem Lager interniert. Ihr damals vierjähriger Sohn ist nur knapp dem Hungertod entgangen. Er war so abgemagert, und seine Beine waren so dünn, daß er von den anderen Kindern den Spitznamen „Fieseler Storch“ erhielt. Sein Vater wurde zum Krüppel geschlagen. Überlebt haben sie wahrscheinlich nur, weil eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes das Lager besichtigt und die Zustände beanstandet hat.

Mein Vater war dank der Bemühungen von „guten Freunden“ schon sehr früh zur Wehrmacht eingezogen worden, hat aber den Krieg weitgehend unversehrt überstanden.

Wir haben das Trauma der Vertreibung ohne Hilfe von Psychologen verarbeitet. Ich glaube sogar, daß wir daraus die Kraft gewonnen haben, Veränderungen nicht nur negativ und als Bedrohung, sondern als Herausforderung zu sehen. Zum Beispiel habe ich die Ängste vieler Kollegen zur Wendezeit nicht geteilt. Meiner Schwester ging es ähnlich. Mir war klar, daß uns allerhand an Anpassung und Neuorientierung abverlangt werden würde, aber ich war zuversichtlich, das zu bewältigen, denn unsere Eltern haben ganz andere Schwierigkeiten meistern müssen...

Als Folge der Vertreibung habe ich, ähnlich wie viele Emigranten, nirgendwo das Gefühl, wirklich zu Hause zu sein. Dafür

kenne ich kein Heimweh.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über unser Verhältnis zu den Einheimischen: Wir waren nicht willkommen. Aus verschiedenen Äußerungen meiner Mutter ist zu schließen, daß sie allerdemütigungen einstecken mußte. Aber man hat uns ein Dach überm Kopf gegeben und uns nicht verhungern oder erfrieren oder in Lagern dahinvegetieren lassen. Es gab Hilfsbereitschaft, und es gab Leute, die in das Chaos des Zusammenbruchs so weit Ordnung brachten, daß wir, die wir nichts zum Tausch anzubieten hatten, mit dem Allernötigsten versorgt wurden. Ohne das hätten wir den ersten Winter nicht überlebt.

Disziplin und Verantwortungsbewußtsein sind zwar Sekundärtugenden, mit denen sich auch ein KZ leiten läßt, aber ich glaube, daß ich noch lebe, weil es damals Menschen gab, die, mit diesen Tugenden ausgestattet, die Verantwortung übernahmen und nicht davonliefen, weil die Sache keinen Spaß machte.

Unserer vielgeschmähten Elterngeneration ist ja auch vorgeworfen worden, sie sei unfähig zum Trauern. Aber vielleicht hatte sie einfach keine Zeit und keine Kraft dazu.

Horst Hähnel

## Glück gehabt



*Reichenbach, Eulengebirge*

Die Erwachsenen erzählten sich, wir müßten bald raus. Die Front käme näher, und die gefährdeten Gebiete sollten geräumt werden, Reichenbach am Eulengebirge lag etwa so 50 km von Breslau entfernt. Der Führer hätte für alles gesorgt.

Eines Tages war's so weit! Ein großer Wagen, bespannt mit zwei Ochsen, stand vor unserer Gartentür. Mutters Schlafzimmermöbel, unsere Kinderbetten und die Küchenmöbel wurden aufgeladen. Auch unsere persönlichen Sachen kamen dazu. Als wir abfahren, war das Haus praktisch leer. Oma und Opa hatten auch noch Platz auf dem Wagen gefunden. Da die Arbeit allgemein ruhte, konnte unser Vater bei uns sein. Es ging Richtung Süden! Vater sagte, da wäre der Weg nicht so steil ins Gebirge.

Was wir so alles unterwegs erlebten, weiß ich nicht mehr genau. Nur einige Erinnerungen von der Fahrt sind unauslöschlich.

Wir fuhren nachts. Die Landstraße lag auf einem Höhenzug.

Weit im Osten flimmerte der Himmel rot.

„Das ist die Front“, sagte Vater. Es war nicht nur die Front. Wie wir später erfuhren, war es genau genommen Breslau, was brannte. Einen Zwischenstop machten wir bei unserer Tante, Mutters Schwester, in Kloitsch, einem kleinem Dorf. Hier konnten wir mal in richtigen Betten schlafen. Im benachbarten Gutshof standen Tigerpanzer. Die großen Ungetüme begeisterten uns Kinder. Die Tante sagte: „Scheißpanzer!“

Mutter erklärte uns, daß ihre Schwester von so einer Kriegsmaschine angefahren worden sei. Der linke Arm war zwar noch dran, aber zu gebrauchen sei er nicht mehr.

Die weitere Fahrt zuckelte so hin. Von weitem sah man eine riesige Burg. Es war die Festung Glatz. Vater sagte: „Von nun an geht's ins Gebirge“. (50 Jahre später habe ich versucht, die Strecke mit dem Auto abzufahren). Die Paßstraße führte unseren Treck, der aus 5 Wagen bestand, weiter bergan. Unsere Väter liefen nebenher und trugen starke Knüppel auf den Schultern, jederzeit bereit, diese in die Speichen zu drücken, wenn die Wagen einmal rückwärts, statt vorwärts laufen sollten. Die Männer im Treck geboten: „Halt!“ Die steile Straße kam ein Trupp Soldaten herunter. Nach einigem Pallaver, von wohin und woher, rieten die Männer unseres Trecks den Soldaten, ihre Gewehre wegzuschmeißen und abzuhauen. Die Soldaten schüttelten nur mit den Köpfen und erwiderten, sie müßten weiter. Mutter flüsterte: „Gott sei Dank! Das war – SS“!

In Hausdorf, einem kleinen Gebirgsort, wurde noch einmal Zwischenhalt gemacht. Wir Kinder stöberten in der Gegend herum. Am Ende des Dorfes lag ein Steinbruch. An einer glatten Wand konnte man die Abbildung eines Panzers sehen. Die großen Jungs sagten, da wäre mit Panzerfäusten reingeschossen worden. Plötzlich schrie einer: „Eine Kreuzotter, eine Kreuzotter!“ Noch nie hatte ich so eine Schlange gesehen. „Die ist giftig“,

diskutierten die großen Jungs. Einer nahm sie mit einem Stock und schleuderte sie in die Tiefe. Der Umweltschutz lag damals sehr am Boden.

Der Zwischenhalt in diesem kleinen Bergdorf wurde zur Endstation. Von diesem Ort aus wurden die Familien auf verschiedene Anwesen verteilt. Wir mußten noch etwas ins Gebirge. Ein Bergbauernhof sollte unser Heim bis Kriegsende sein. Die Gegend war herrlich! Vor dem Bauernhof war eine große Wiese, ansonsten ringsherum Wald. Gegen Norden fiel das Gelände ab, und man konnte einen Eisenbahnviadukt sehen. Die Erwachsenen tuschelten, die SS wolle die Eisenbahnbrücke sprengen. Die Front käme näher. Die Männer gruben auf dem Hof ein riesiges Loch. Wir Kinder standen staunend herum und wunderten uns, wo unsere Väter nur die ganzen Waffen her hatten, die in diesem Loch verschwanden. Drei Panzerfäuste, einige Handgranaten, zwei Karabiner und eine Pistole, Vaters Pistole! Ja, da fällt mir wieder ein, wie das mit Vaters Pistole war. Alle Männer, die nicht an die Front mußten, wurden u.a. zum Volkssturm einberufen, so auch mein Vater. Seine ganze Ausrüstung bestand aus einem Karabiner, den er immer griffbereit haben sollte. Das wußten wir Kinder.

Mutter erzählte uns später mal, Vater hätte auch eine Pistole besessen. Wie er zu so einer kam, weiß ich nicht. Irgendwoher hatte er sie sich besorgt.

Mutter erzählte weiter: „Als das Tausendjährige Reich zusammenbrach, wurde jeder, der nicht an den Endsieg glaubte und dies öffentlich sagte, an die Wand gestellt“.

Na, so schlimm kann es doch nicht gewesen sein! – „Doch“, sagte sie weiter. In der Nachbarschaft hätten sich SS-Leute einquartiert und Essen verlangt. Da unsere Stadtrandsiedlung eine Arbeitersiedlung war, wohnten daher viele Kriegsgegner hier. Um es kurz zu machen, die SS-Leute bekamen nicht, was sie

wollten. Der Streit sei hin und her gegangen, bis die SS ihre Macht zeigte. Erst hätte man die Frauen vergewaltigt, während der Mann und die Jungs zuschauen mußten, und dann wurden alle an die Wand gestellt und erschossen.

Dies alles war der Grund, weswegen unser Vater eine Pistole hatte. Wenn wir in so eine Situation gekommen wären, wollte Vater erst die SS-Leute und dann uns erschießen, zuletzt sich selbst.

Was soll man da heute dazu sagen? Gott sei Dank, es hat nicht uns, sondern nur die Nachbarn getroffen. Nein, nein so kann man es nicht sagen. Wir haben einfach Glück gehabt!

Einmal war es bei uns doch so weit – SS kam. Ein Panzerspähwagen hielt bei uns an. Männer stiegen aus. Einer hatte einen Zuckersack, in dem es zappelte. Im Sack befanden sich zehn Hühner. Mutter und Oma mußten sie rupfen und braten. Wir bekamen auch was ab. Später zogen die SS-Leute mit den gebratenen Hühnern wieder weiter.

Wie gesagt – Glück gehabt!

Der Eisenbahnviadukt krachte mit einem Puff auseinander. Die Brückenteile flogen durch die Luft und stürzten irgendwo nieder.

Uns Kindern konnte nichts passieren, denn wir standen weit über dem Geschehen. Langsam zog der Qualm von dannen, und der ganze Spuk war vorbei. Nach dem Krieg baute man diese Brücke wieder auf. Da fragt man sich: Was soll das alles?

Damals war ich noch zu klein, um die Politik der Nazis zu verstehen. Ein Literat schrieb mal ein Buch mit dem Titel „Nach uns die Sintflut“. Genauso sah die Spur aus, die die deutsche Wehrmacht beim Rückzug hinterließ.

Die Russen kommen!

Das Loch auf dem Gutshof mit den verdächtigen Sachen, war wieder kunstvoll verschlossen worden. Wir Kinder spielten auf

dem Hof herum, als Mutter rief: „Die Russen kommen!“ – „Wo sind sie denn?“ wollten wir Kinder wissen. Unten, in der großen Bauernküche, hatten sich alle Bewohner versammelt. „Da drüben“, sagten unsere Väter. „Da drüben im Wald stehn sie.“ Es kroch da was vor den Bäumen herum – genaues konnte man nicht ausmachen. Plötzlich, ein Bum!

Schwubbs – und alle flohen aus der Stube. Hinter der schützenden Hauswand fanden sich alle zitternd ein. Fitsch! „Was war das“, sagte mein Bruder verwundert. Einen halben Meter neben ihm konnte man ein kleines Loch in der Erde sehen. Mein Vater bückte sich, hielt die Hand hoch – und hatte einen Granatsplitter zwischen den Fingern.

„Hoffentlich schießen die uns nicht zusammen“, jammerten unsere Mütter. „Ich habe doch geflaggt“, sagte der Bauer. Er meinte die weißen Laken an den Fenstern.

Auf dem Bauernhof mußte auch ein junger Russe arbeiten, Kolla hieß er. Dieser Kolla schnappte sich meine rote Jacke und rann jackeschwingend auf den Wald zu. „Wenn das mal gut geht“, wunderten sich unsere Väter. Es ging gut! Eine Gruppe russischer Soldaten löste sich von den Bäumen und marschierte Kolla entgegen. Man palaverte eine Weile, dann erschien ein Auto aus dem Wald. Kolla unterhielt sich auch mit den Leuten im Auto. Wir haben Kolla nicht wieder gesehen.

Unsere Eltern sagten, den hätte man gleich mitgenommen. Erst die Plackerei hier in Deutschland und dann noch zur Krönung Soldat oder in ein russisches Arbeitslager. Die Russen hielten sich nicht lange auf. Wir hatten wieder Glück gehabt. Nur die großen, starken Pferde des Bauern interessierten die Russen. Der Bauer bekam dafür die kleinen Panjepferdchen.

Es ging nach Hause! Nach abenteuerlicher Fahrt das Gebirge hinunter, wobei die Männer wieder fleißig die Knüppel zum Bremsen benutzen mußten, trafen wir in unserem Heimatort



ein. Es war Frieden!

Darüber waren alle dankbar. Unsere Mutter klagte aber doch: „Wie soll´s denn nun weitergehen?“

Gleich ein paar Tage später, nachdem wir unseren Haushaltskram abgeladen und das Haus eingerichtet hatten, machte sich mein Vater auf Arbeitssuche. Es gibt viel zu tun, packen wir´s an – würde man heute sagen. Ja, es gab viel zu tun. Vater, als Brunnenbauer und Installateur, hatte wirklich viel zu tun. Wasser war das A und O zum Leben.

Die Russen gaben nach einigen Monaten die Verwaltung in polnische Hände. Erst hatten die Nazis das Sagen, dann die Russen und nun die Polen. Wir Kinder bekamen davon nicht viel mit.

Eines Tages fand ein Hausfrauenaufstand in unserer Siedlung statt. Was war geschehen? Überall kamen unsere Mütter und auch ein paar Väter und Großeltern aus den Häusern auf die Straße und tuschelten untereinander. Ein Gefangenentreck sei unterwegs! Er käme schon über die Eisenbahnbrücke an der Landstraße. In den Häusern wurden kübelweise Kartoffeln gekocht. Davon hatten wir genug. Wir Kinder beförderten auf Karren und Handwagen die kostbare Kartoffelfracht an die Landstraße, wo unter den großen Kastanien der Treck zum Halten kam. Traurige Gestalten saßen am Straßenrand. Bewacher und Bewachte konnte man nur am Waffenbesitz unterscheiden. Alle sahen zerlumpt aus. Nicht nur die deutschen Gefangenen stürzten sich über die Kartoffeln, nein, auch die Russen hatten großen Kohldampf. Es war ein friedliches Bild! So war es bereits vor ein paar Monaten gewesen – im Winter. Ein großer Gefangenentreck marschierte auf derselben Straße, nur in entgegengesetzte Richtung, also, von Ost nach West.

Die deutschen Kriegsgefangenen marschierten natürlich von West nach Ost. Damals waren die Gefangenen auch Deutsche, deutsche Juden und nur wenige ausländische Kriegsgefangene.

Horst Hähnel

Unter den gleichen Kastanien wurde Rast gemacht. Auch hier kochten unsere Mütter Kartoffeln. Die deutschen Wachposten schauten beschämt zur Seite, als wir den hungrigen Gestalten etwas zu Essen gaben. Welch eine Ironie!

Mein Leben lang werde ich den Anblick dieser Menschenkolonnen nicht vergessen.

Das Leben unter polnischer Verwaltung normalisierte sich. Unsere Mutter schaffte was zum Essen ran. Sie arbeitete auf einem Bauernhof, gleich in der Nachbarschaft. Mein Vater brachte zwar Zloty nach Hause, dafür bekam man aber nicht viel. Als Währung galt neben dem polnischen Zloty auch die Reichsmark. Wir Kinder nutzten das aus, indem wir noch altes Geld auskramten, Geld aus den 20er Jahren und der Kaiserzeit. Beim Kaufmann nebenan schaute uns der polnische Jude mißtrauisch an, wenn wir altes Geld auf den Ladentisch legten, um Bonbons zu kaufen. Der alte deutsche Inhaber stand dahinter, zwinkerte mit den Augen, zu dem Polen sagte er aber, das Geld wäre in Ordnung. Unsere Großeltern mußten ihre Mansardenwohnung räumen. Sie zogen zu unserer Tante, weil wir eine Polin als Untermieterin bekamen. Auch wieder Glück! Diese Polin arbeitete in einer Küche einer großen Fabrik am anderen Ende der Stadt. Sie hatte ein Baby. Wenn dieses Kind mal krank war, mußte meine Schwester ran und aufpassen. Zweimal die Woche schickte uns unsere Mutter mit großer Kanne bewaffnet zu dieser Polin in die Küche. Das Ergebnis war zwei Tage was zu essen. Man suchte immer noch Nazis!

Wie man uns später mal erzählte, sollen auch Nationalpolen gesucht worden sein. Ich kenne mich da nicht so gut aus, aber es waren u.a. Polen, die in Frankreich und England gegen Deutschland gekämpft hatten.

Eines Nachts klopfte es polternd an unsere Haustür. Die Polin kam aufgeregt die Treppe herunter und flüsterte – Miliz! Ängst-

lich verschwand sie wieder in ihrer Kammer. Wir Fünf, Mutter, Vater, Schwester, Bruder und ich, standen ängstlich in der Küche. Mutter machte auf! Zwei Miliz-Leute stürmten herein. Entgeistert schauten sie uns Nachthemdgestalten an.

„Nazis hierrr?“ Meine Mutter, eine sehr resolute Frau, stemmte die Arme in die Seite und polterte die zwei Milizionäre an. „Hier sind keine Nazis! Wir haben außerdem eine von euren Leuten im Hause, sucht eure Nazis woanders. Moment mal! – Ich kenne euch doch!? – Ihr seid doch die Einbrecher, die bei ihren eigenen Leuten klauen! Natürlich – jetzt erkenne ich euch genau!“ Die zwei Milizionäre bekamen große Augen, murmelten was in ihre Bärte, drehten sich um – und weg waren sie. Da meine Mutter immer sehr früh zu den polnischen Bauern aufs Bauerngut ging, hatte sie wirklich diese zwei Gestalten geseh'n und – Gott sei Dank – wiedererkannt. Unsere Mutter hatte noch mehr solche Auftritte. Die Polin zog aus und ein anderer übernahm die Mansardenwohnung. Er war selten zu Hause. Die ersten Leute wurde schon ausgewiesen, und die Polen räumten ihre Häuser aus. Da kam „unser“ Pole mit zwei anderen und holte die Nähmaschine meiner Oma ab. Er mußte damit noch nicht zufrieden gewesen sein, denn nachdem die Nähmaschine verstaubt war, kam er zurück und forderte meine Mutter auf, ihm das Kinderzimmer zu zeigen. Mutter nahm wieder ihre Stellung mit verschränkten Armen ein, schüttelte ihren Kopf und sagte zu dem Polen, die Kinder hätten den Zimmerschlüssel verloren. Ihr Kommentar dazu war noch: „Habt ihr nicht genug, wenn ihr die Wohnung meiner Schwiegereltern ausräumt? Von mir gibt's nichts mehr! Habt ihr nicht den Zettel von der russischen Kommandantur an der Tür gelesen? Da werde ich mich über auch beschweren, denn mein Mann arbeitet für die Russen“. Das hatte gewirkt! Obwohl der Pole immer noch bei uns Untermieter war, sahen wir ihn nie wieder.

Ja, ja, meine Mutter war schon Eine!

Einmal fuhr ein Lastwagen in unsere Siedlungsstraße, einige Russen sprangen vom Auto. Mutter schaute aus dem Küchenfenster, sah, daß ein Russe unsere Gartentür öffnete, schnappte meine Schwester, die mit 14 Jahren schon eine frauliche Figur hatte und schloß diese ins Kinderzimmer ein. Der Russe klopfte an die Haustür. Er kam nicht einfach hereingestürmt! Mutter, mein Bruder und ich standen im Flur. Ängstlich blickten wir den Russen an. Er war ein Offizier! Er hob mich hoch und drückte mir zwei nasse Schmatzer auf die Wange. Meinen Bruder tätschelte er am Kopf. Mit Tränen in den Augen gab er meiner Mutter zu versteh'n, daß er auch zwei Kinder in seiner Heimat hätte, und er vermisse sie sehr. Unsere Mutter bat ihn in die Küche, damit er was essen und trinken konnte. Er bedankte sich. Er hätte keinen Durst. Sein Blick fiel auf die Wand, wo ein Bild hing. Der Russe zeigte darauf – er wohne dort. Mutter nahm das Bild und drückte es ihm in die Hände. Der Offizier bedankte sich, umarmte nochmals uns Jungs, dann war er wieder weg. Mit Russen hatten wir eben Glück!

Im Frühjahr 1946 wurden alle Schulabgänger der letzten zwei Kriegsjahre konfirmiert, so auch meine Schwester. In der Küche hatten wir eine Tafel aufgebaut, an der der Rest der Verwandtschaft Platz genommen hatte. Wir Kinder spielten auf dem Hof. „Da kommen Russen!“ schrie mein Bruder. Tatsächlich kamen da zwei Russen. Nach der Uniform waren es Muschkoten – einfache Soldaten. Ihr Weg ging direkt in die Küche. Sie staunten, als sie meine Schwester sahen. Sie mußten sie für eine Braut gehalten haben, denn mit ihrem Myrthenkranz sah sie wirklich so aus. Mit entschuldigenden Gesten setzten sich die Russen auf die Bank am Fenster. Stille wars bei der Konfirmationsgesellschaft! Mutter schlug vor, zur Nachbarin zu schicken. Diese sprach Polnisch und könne sich bestimmt auch mit den zwei

Muschkoten verständigen. So war es auch! Das Ergebnis der Unterhaltung mit den Russen war, sie hätten nur Durst. Sie bekamen nicht nur reichlich zu trinken – sie bekamen auch von dem Selbstgebrannten zu kosten. Als die Russen verschwunden waren, erzählte die Nachbarin noch, daß die zwei jungen Kerle vom Unterricht kamen, wo sie lesen und schreiben lernten, deshalb die Bücher unter ihren Armen. Wie hieß es doch später in der DDR? „Von der Sowjetunion lernen – heißt siegen lernen!“ Siegen! Endsieg! – Da fällt mir wieder ein, wie es kurz vor dem „Endsieg“ zuging. Die Bomber zogen gen Breslau, unsere Kleinstadt bekam nur wenig Treffer ab. Eine Bombe traf das Haus der NSDAP, der Volksmund hatte es „Braunes Haus“ getauft. Da fragt man sich, war es Zufall oder gewollt mit dem Treffer auf das Braune Haus. Wir Kinder stöberten in den Trümmern herum und fanden noch einige nutzbare Dinge. Ich mußte nach Hause rennen und einen Handwagen besorgen, denn mein Bruder hatte einige Säcke Zucker ergattert – brauner Zucker. Der braune Zucker hatte nichts mit den Nazis zu tun, er war wirklich braun. Von diesem braunen Zucker konnte man herrliche Bonbons machen.

Mir fällt wieder ein, die Gefangenentransporte erinnerten mich daran, daß es zum Kriegsende auch einige große Trecks gab, die auch in unserer Siedlung kampierten. Die Leute kamen mit gewaltigen Pferdegespannen, ähnlich denen aus Wild-West-Filmen. Obwohl ich noch sehr unerfahren war, stellte ich doch fest, diese Leute machten auf mich einen sauberen und gleichzeitig selbstbewußten Eindruck. Die Wagen strahlten Stärke aus. Die Pferdegeschirre glänzten und waren geschmückt. Diese Leute trugen irgendeine Nationaltracht. Eine Augenweide war es, die Frauen und Mädchen anzusehen. Alles große, kräftige Gestalten mit langen Zöpfen. Einige Kinder stöberten im Lager herum, denn für Kinder war alles international. Wie uns später die

Eltern erzählten, stammten diese Menschen aus Weißrußland. Es wären zaristische Anhänger gewesen, und sie hätten teilweise auf deutscher Seite gekämpft. Jetzt konnte sogar ich mir zusammenreimen, daß diese Leute gen Westen flüchten mußten. Es ist schon interessant, wenn man heute, zurückblickend, das Wirrwarr der Völkerscharen wie ein Puzzle zusammensetzen will. Da kämpfen an deutscher Seite die zaristischen Russen! Im Süden gab es türkische Truppen bei den Deutschen. Ungarn, Österreicher und Tschechen waren deutsche Soldaten. Nationalpolen kämpften an der Westfront gegen Deutschland.

Amerikaner landeten in Europa. Man könnte die Aufzählung noch fortsetzen – bestimmt hat es keinen Zweck mehr. Ich bin der Meinung, daß bei diesem Kuddelmuddel es kein Wunder war, wenn das Großdeutsche Reich zu Grunde ging.

Völkerwanderungen gab es schon Jahrtausende lang. Alexander der Große, Dhingis Khan, die alten Griechen, die alten Römer, u.s.w., u.s.w. – alle haben irgendwann klein beigegeben müssen. Eroberungskriege sind alle letzten Endes den Bach runtergegangen. Hoffentlich haben wir Deutschen, wir Europäer, etwas daraus gelernt.

In der Polenzeit ging es unserer Familie relativ gut. Vater, der bei den Russen arbeitete, kam oft mit vollem Rucksack nach Hause. Mutter brachte Gemüse und Getreide vom Bauerngut des polnischen Juden. Es gab tagelang Nudelsuppe, dann, zur Abwechslung, Kartoffeln mit Quark und wieder Nudelsuppe. Der Sonntag war ein Fest! Mutter machte rohe Klöße.

Unser Vieh – Hühner, Gänse, Enten und Ziegen – wurde so langsam weggeschlachtet. Es hieß, wir müßten bald raus!

Oma, Opa, Tante und Onkel wurden schon ausgesiedelt. Jeder Deutsche durfte 50 kg Gepäck mitnehmen. Mit Tante, Onkel deren Kinder und Oma und Opa fiel es nicht auf, wenn mal ein paar Gramm darüber waren. Wir Geschwister begleiteten unse-

re Leute zum Bahnhof. Ein heilloses Durcheinander herrschte auf dem Bahnsteig. Es würde noch eine Weile dauern, sagte mein Opa, ehe der Zug losgeht. Mein Bruder und ich marschierten noch mal nach Hause in die Siedlung und holten einen Handwagen voll Bettzeug, denn in den kalten Güterwagen konnte man nicht genug zum Zudecken haben. Dies alles geschah Anfang 1946! Ende 1946, im Oktober, mußten wir packen. Drei beladene Handwagen standen abfahrtsbereit auf dem Weg vom Haus zur Gartentür. Mutter hatte Tränen in den Augen. Unser Vater hielt schon die Deichsel des ersten Wagens in der Hand und drängelt! „Nun kommt schon!“ Er sah fürchterlich mit seiner entzündeten Bartflechte aus. Mutter jammerte: „Keiner hat die schöne Nudelsuppe gegessen.“ Zum Abschied gab's nämlich noch mal Nudelsuppe von der Brühe unserer letzten Gans. Wir zogen los!

Vater zog einen Wagen, Mutter und ich einen, Schwester und Bruder den dritten. Im Hof des Waisenhauses fand eine große Handwagenversammlung statt. Wir alle mußten ins Haus – da wurden nochmal unsere Papiere kontrolliert, und dann ging es zur Entlausung! Das war lustig! Ein Ding, das wie ein Staubsauger aussah, mit dünner Spitze, steckte man uns in Ärmel und Nacken, und dann wurde die Maschine in Gang gesetzt, heraus kam ein weißes Pulver. Auch bei späteren Entlausungen mußte ich immer kichern. Es juckte so angenehm, wenn das Pulver an der Haut entlangspritzte.

Auf dem Weg zum Bahnhof passierten wir eine Gartentür des Waisenhauses. Rechts und links stand je ein Pole und musterte uns gründlich. Ich kam an die Reihe! Ein Pole greift in meinen kleinen Rucksack, und weg waren die schöne Kanone und die Spielzeugsoldaten. Mutter pulverte den Polen an, wie könne er den Kindern das Spielzeug wegnehmen.

Später, als ich selber Kinder hatte, kam bei mir kein Kriegsspiel-

zeug ins Haus. Heutzutage gibt es so etwas wieder in allen Varianten. Auch wir verfrachteten unsere Habe in Güterwagen. Die Kinder aus unserem Wagen wurden von den Eltern aufgefordert noch etwas spielen zu gehen. Wir wanderten in der Gegend des Bahnhofs herum und bewunderten den großen Haufen von leeren Handwagen und Karren. Den Grund, weswegen wir fernbleiben sollten, erfuhr ich erst 10 Jahre später – in den 50er Jahren. Unsere Väter bauten nämlich ein Versteck unter unserem Gepäck – ein Versteck für zwei Polen – zwei Nationalpolen.

Ich, der Kleinste von uns Kindern, bekam den besten Platz im Güterwagen, ganz oben, auf dem Gepäckhaufen schlug ich mein Lager auf. Heute weiß ich, warum der Leichteste da hoch mußte. Die Fahrt wurde nur durch einige Entlausungen unterbrochen. Alle Leute kamen mit den Pulverspritzen dran. Unsere Eltern schauten dabei immer ängstlich in Richtung unseres Wagens. Die polnischen Wachposten kontrollierten den Zug – fanden aber nichts. Im Lager Elsterhorst bei Hoyerswerda endete der erste Abschnitt unserer Reise. Unter den Menschenmassen fielen die zwei Polen nicht weiter auf. Irgendwie hatte ich das Gefühl, der Zug hielt mitten im Freien. Ringsherum war flaches Land. Die Dampflok spendete uns warmes Wasser. Trotz des nebligen Oktobertages fand eine allgemeine Waschung statt. Auf Feldbahnloren, die wahrscheinlich für uns bereit standen, luden wir unsere Habe. Männer mit weißen Armbinden, auf denen neben russischen und polnischen Wörtern auch – Lagerleitung – stand, wiesen uns an, immer den Feldbahnschienen entlang zu gehen. An einer Ausweichstelle wartete eine flache Lore. Auf ihr stand ein Sarg. Zwei dürre Gestalten in heruntergekommenen Wehrmachtsuniformen starrten uns mit leerem Blick an. Ein russischer Wachposten mit MP daneben. Im Lager waren wir nicht allein. Gleich neben den Baracken stand ein Käfig voller Männer – deutsche Kriegsgefangene.



Wir richteten uns in den Baracken ein. Unsere Familie bekam zwei Doppelstockbetten. Mutter hängte an die Seiten Decken und Laken, so waren wir ein bißchen für uns allein. Gleich anschließend an unsere Bettenstube ging es in den Waschraum und ins WC – Donnerbalkenausstattung. In dieser anheimelnden Umgebung feierten wir den 7. Oktober, den Geburtstag meiner Schwester – sie wurde 15 Jahre alt. Von irgendeiner Kaffeefirma hatte Mutter eine Blechbüchse aufgehoben. In dieser Büchse befand sich die kostbare Fracht von Spritzgebäck. Dieses Gebäck und der Rest Selbstgebrannter versprach eine ausgelassene Geburtstagsfeier. Bekannte und auch noch Verwandte aus unserer Siedlung feierten mit. Der 7. Oktober wurde in der DDR Nationalfeiertag. Meiner Schwester war es egal, denn einen Vorteil hatte sie daraus nie. Wir Kinder erkundeten das Lager und die Umgebung. Das Lager mußte in einer Wüste liegen, überall Sand. Die Herbstsonne sammelte noch mal ihre Kräfte, sodaß die Kinder barfuß laufen konnten. Der Sand erhitze sich sofort. Oft schlichen wir um den Käfig herum. Die Männer darin standen oder lagen am Gitter oder auf Dreck. Die russischen Wachposten schäkerten mit uns Kindern. Ich hatte sowieso keine Angst, denn Russen waren mir vertraut. Unsere Väter beobachteten unser Herumlungern am Käfig. Mein Vater gab mir zwei selbstgedrehte Zigaretten. Er sagte mir, die eine wäre für den Posten, die andere für einen Gefangenen. Mein Vater mußte überirdische Kräfte gehabt haben, weil er den Zigarettenübergabeablauf vorhersehen konnte. Ich ging zu dem Russen, gab ihm eine Selbstgedrehte und zeigte mit der anderen Richtung Gitter. Der Posten nickte, steckte sich seine Zigarette in den Mund, zündete sie an und reichte das Feuer durch das Gitter, wo der deutsche Kriegsgefangene kräftig daran zog. Mein Opa erzählte uns Kindern einmal, im 1. Weltkrieg hätte es auch Situationen gegeben, bei denen Deutsche und Russen zu-

sammen geraucht, ja, sogar gefeiert haben. Opa lag damals in einem Schützengraben in Litauen. Es war Weihnachtszeit! Der Kampf ruhte! Einige 100 Meter drüben sah man die Bajonette der auf und ab gehenden Posten. Denselben Anblick mußte der Feind – die Russen – auf deutscher Seite auch haben. Man schrie ein „Hallo“ hinüber; es kam ein „Hallo“ zurück. Eine Hand winkte – eine Hand winkte zurück. Ein Kopf ließ sich seh'n – ein Kopf schaute auf der Gegenseite raus. Ein Soldat kroch auf den Rand des Schützengrabens – auf der anderen Seite derselbe Vorgang. Zwei Feinde begegneten sich zwischen den Fronten. Man rauchte und tauschte Eßbares und Trinkbares aus. Tage später schoß man wie verrückt aufeinander. Unser Weitertransport stand bevor, alle wurden noch einmal entlaust. Am Ende der Barackenstraße lag das Sanitätsgebäude. In einem Raum traf sich alles Weibliche und in einem anderen alles Männliche. Kleinkinder bis zu zwei Jahren durften bei ihren Müttern bleiben. Wir mußten uns nackt ausziehen, dann wurden die Sachen in einen Ofen gesteckt. Man nannte das Desinfizieren!

Der Raum machte einen unheimlichen Eindruck auf mich. Die Wände weiß gefliest, und überall Duschen an der Decke. Plötzlich schoß es aus den Brausedüsen. Vater legte schützend seine Arme um meinen Bruder und mich. Die Reinigungsbrühe klatschte auf unsere nackten Leiber. Abgetrocknet wurde nicht. Die Flüssigkeit mußte so an uns verdunsten. Als wir einigermaßen abgetropft waren, öffnete sich eine Tür, und alle stellten sich der Reihe nach an. Im Gänsemarsch ging es in ein Zimmer mit weißen Möbeln – ein Arztzimmer. Mit kritischen Blicken musterte man uns. Vater flüsterte: „Wenn das mal gut geht!?“ Seine Bartflechte heilte langsam ab – sehr langsam. An meinem rechten Zeigefinger blühte eine schöne Nagelbettentzündung. Außerdem hatte ich noch abklingende Krätze auf dem Handrücken. Meinem Bruder hatte die dreckige Zeit des Transports

nichts ausgemacht. Der Mann mit der runden Nickelbrille schaute uns prüfend an. „Mhm...Mhm?“ brummte er. Wir wurden abgeklopft und abgehört – ein Klaps auf den Hintern und durch waren wir. Ein angenehmer Sonnenschein empfing uns, als wir das düstere Gebäude verließen. Die Fahrt ging weiter – nach Westen. Diesmal konnten wir im richtigen Reisezugwagen fahren. Es waren die Wagen mit den langen Trittbrettern an den Seiten und den vielen Türen. Wir Fünf belegten ein Abteil. Die Sachen verstauten wir am Boden und in den Gepäcknetzen, damit wir uns auf den Bänken mal so richtig langmachen konnten. Auf der Fahrt mußte nichts weiter passiert sein, denn meine Erinnerung setzt erst wieder bei dem Halt in einem großen Bahnhof ein. Wir stiegen aus und reckten unsere Glieder. Eine riesige Bahnhofshalle wölbte sich über unseren Köpfen. Bestimmt gehört der Bahnhof zu einer großen Stadt. Lesen konnte ich noch nicht richtig. Mutter sagte: „Wir sind in Leipzig!“ – Noch nie gehört! An einigen Feldküchen standen Leute mit Rot-Kreuz-Armbinden. Es gab eine mehlig Suppe. Nach der Abfütterung der Menschenmassen hieß es wieder „Einsteigen!“. Es ging also weiter.

Nein! Heute weiß ich, wir wurden nur vom Bahnsteig 1 zum Bahnsteig 26 umgesetzt. Hier luden wir unsere Habe auf dreirädrige Postkarren. Wir schoben die Dinger aus der Halle Richtung Gleise und nicht Richtung Querbahnsteig. Nach etwa 300 Metern verlief der Weg bergab, und vor mir türmten sich große Ungeheuer auf – Straßenbahnwagen.

Mit der Leipziger Gemüsestraßenbahn fuhren wir durch eine Stadt voller Trümmer. Ich konnte gar nicht begreifen, warum es hier so viele Ruinen gab. Das sollte eine Stadt sein – dazu noch eine große? Nach einer halben Stunde dahinzuckelnder Fahrt bestaunten wir die ersten ganzen Häuser. Wir hatten den Ostplatz erreicht, weiter ging es Richtung Völkerschlachtdenkmal.

Horst Hähnel

Die Straßenbahnfahrt dauerte über eine Stunde. Die Gebäude wurden immer kleiner, und Gartenanlagen kamen in Sicht. Die Dimensionen einer Großstadt waren damals für mich unvorstellbar. Unser Ziel, den Tanzsaal Meusdorf, erreichten wir schon in der Dämmerung. Mir kam es vor, als ob ich in einer riesigen Halle stehe. Tische und Stühle gab es kaum noch. Das wenige Mobiliar wurde sofort von den ersten Leuten in Beschlag genommen. Hier „wohnten“ wir nicht so schön wie im Lager Elsterhorst. Es gab keine Strohsäcke. Alles war nur so hingeschmissen. Über meine Schlaffähigkeit konnte ich nicht klagen. Meine Eltern störte nachts immer das Geräusch der anderen – Husten, Niesen und andere menschliche Laute. Wenn dann der Tag langsam graute, begann ein allgemeines Murmeln im Saal, was wie ein Echo hin und her schwebte. Die Kleingärtner in der Nähe des Tanzsaales hatten eine Wut auf uns, alles Eßbare wurde geklaut. Die Spezialität von uns Brüdern waren Kartoffeln. Die konnte man so schön am offenen Feuer rösten. Wir Kinder entpuppten uns sowieso als die besseren Nahrungsbeschaffer. Mutter jammerte: „Ob wir denn in diesem Trümmerfeld noch eine Wohnung bekommen?“

Nach etwa 14 Tagen Tanzsaalaufenthalt fuhr ein Lastkraftwagen mit Holzvergaser vor. Auf dem alten Karren ging es Richtung Osten nach Leipzig-Paunsdorf. In der Breitingstraße (auch Elisabeth-Schumacher-Str.) bezogen wir ein Zimmer, 8 Quadratmeter für fünf Personen.

Mutter sagte, das wäre eine Zumutung. Vater bekam Arbeit in seinem Beruf als Brunnenbauer, mußte aber bis Saalfeld auf Montage. Meine Schwester ging in Stellung, als Hausmädchen.

Mich hatte es erwischt – ich mußte in die Schule.

Wir waren angekommen!

Waren wir angekommen?

## In 10 Minuten die Wohnung verlassen



*Mit meinem Großvater 1939/40*

Im Sommer 1945 wohnte ich zusammen mit meiner Mutter, dem vierjährigen Bruder und meinem 84jährigen Großvater in Tetschen an der Elbe, Ulmengasse 190, im Sudetenland. Mein Vater war noch nicht aus dem Krieg zurück, wir wußten überhaupt nicht, ob er noch lebt.

Am 26.Juni 1945, morgens um halb fünf, donnerte es an der Haustür. Herein kamen zwei Angehörige der tschechischen Miliz, mit Gewehren bewaffnet, und schrien: „Sofort aufstehen und in 10 Minuten die Wohnung verlassen!“ – Voller Angst hat meine Mutter den vierjährigen Bruder angezogen. Zu mir sagte sie: „Zieh zwei Dirndl übereinander, dazu den Sommer- und Wintermantel und bequeme alte Schuhe“. Meine Mutter glaubte in dem Moment, wir müßten, wie viele vor uns, zu Fuß nach Deutschland laufen. In der Aufregung haben wir weder an Papiere noch an andere wichtige Dinge gedacht. Den Bruder setz-



*Mit meinem Bruder 1941*

te meine Mutter in einen kleinen Leiterwagen. Die Tschechen trieben uns in den Hof am Schützenhaus. Dort trafen wir auf Nachbarn und viele andere Leute aus unserem Ort. Wir mußten uns in eine Kolonne stellen und wurden zuerst nach Wertgegenständen durchsucht. Ich sah, daß Frauen die Ohrringe ausgerissen wurden, wenn sie nicht schnell genug abgelegt wurden. Meine Mutter und ich haben unsere Ohrringe abgenommen und

hingegen. Danach sortierte die Miliz die Anwesenden nach jung und alt. Ich wurde von meiner Mutter getrennt.

Ich bat einen jungen Tschechen, der einen gutmütigen Eindruck machte, ob er nicht meine Familie auf meine Seite bringen könnte. Er sagte: „Du mußt warten.“ Als die Sortierung beendet war, ließ er meine Mutter mit dem kleinen Bruder zu mir. Der Großvater wurde mit der anderen Gruppe zu Fuß nach Deutschland geschickt. Wir haben ihn nie mehr wiedergesehen.

Unter Bewachung marschierten wir dann zum Bahnhof. Wir bekamen mit, daß wir nicht nach Deutschland kommen würden. Am Mittag desselben Tages wurden wir in einen Personenzug verfrachtet. Keiner wußte, wohin wir fuhren. Die Tschechen gaben keine Auskunft. Am späten Nachmittag hielt der Zug in Vsetaty hinter Melnik. Wir mußten aussteigen. Plötzlich waren wir von Bauern umringt und wurden, wie auf den Sklavenmarkt, ausgesucht. Ein etwa 35jähriger Bauer zog mich von Mutter und Bruder weg, heraus aus der Menge. Wir machten uns sofort auf den Weg zu seinem Hof. Später stellte ich fest, daß er mich in das Dorf Privory gebracht hatte, dieses Dorf gehörte nicht mehr zum

Sudetengebiet und war nur von Tschechen bewohnt. Auf dem Hof lebten seine Frau und zwei Kinder, seine Schwiegereltern und noch eine Deutsche aus Prag als Arbeitskraft. Die erste Nacht mußte ich mit der Prager Deutschen in einem Bett auf dem Boden schlafen. Am nächsten Tag wurde sie abgeholt. Ich erfuhr später, daß sie zwar gut tschechisch konnte, aber nach Meinung des Bauern für die Landarbeit ungeeignet gewesen war. Ich war jetzt



*Als Lehrmädchen in Tetschen  
1944*

allein bei diesem Bauern, konnte nicht ein Wort tschechisch und die gesamte Familie kein deutsch. Mit Gebärden machten sie mir klar, was ich machen sollte.

Ich mußte, ob ich wollte oder nicht, im täglichen Umgang die tschechische Sprache lernen. Die Arbeit begann sofort. Ich mußte die Tiere, vor allem Rinder und Schweine, versorgen. Mir wurde angst und bange. Ich hatte noch niemals solche Tiere aus der Nähe gesehen, geschweige gefüttert, ausgemistet und so weiter. Zum Füttern mußte ich von hinten zwischen die Kühe treten. Wenn sie gierig die Köpfe nach mir drehten, hatte ich besonders bei den Zugochsen schreckliche Angst, bis ich merkte, daß es ihnen nicht um mich, sondern um das Futter ging.

In den folgenden Tagen erfuhr ich endlich, daß meine Mutter im gleichen Dorf arbeiten mußte, mein kleiner Bruder war bei ihr. Meine Mutter mußte kochen und das Vieh versorgen. Bezeichnend für das Verhalten der Tschechen war, daß ihr streng verboten war, von dem Gekochten zu essen. Der Vierjährige wurde bereits zum Gänsehüten geschickt. Ich erfuhr außerdem, daß bei einem Großbauern etwa 15 Deutsche, darunter einige Nach-

barn aus Tetschen, arbeiteten. Besuche bei ihnen mußten heimlich, unter Abnahme der weißen Armbinde, die wir als Deutsche zu tragen hatten, erfolgen. Trotzdem wagte ich es, um wieder einmal in der Muttersprache reden zu können. Auch sonst spürte ich den Haß auf uns Deutsche täglich. Für uns Deutsche gab es einen Aufpasser im Dorf. Seine Prügel wegen einer vorlauten Bemerkung auf deutsch, die er verstanden hatte, mußte ich am eigenen Leib erfahren. Dazu kam der Hunger; ich bekam nur trockenes Brot. Der Aufpasser hatte es den Bauern untersagt, die Deutschen mit am Tisch essen zu lassen. Ich lernte schnell, daß man bei großem Hunger auch Schweinefutter essen kann. So war ich in der Lage, meinem kleinen, immer hungrigen Bruder ab und zu etwas Brot zuzustecken. Mittlerweile begann die Ernte, die für mich harte Arbeit von morgens bis abends brachte. Mein Bauer war auf den Zwiebel- und Gemüseanbau spezialisiert. Die Zwiebeln wurden nach der Ernte gebündelt, getrocknet und dann auf dem Boden gelagert, auf dem sich auch mein Bett befand. Mein Platz zum Schlafen wurde dadurch immer kleiner.

Im Winter 45/46 erkrankte meine Mutter. Mein Bauer erlaubte mir, daß ich in der Nacht zu ihr gehen konnte. Ich fütterte für sie die Tiere und schlief mit meiner kranken Mutter und dem Bruder in einem Bett. Wegen des Aufpassers im Dorf mußte das alles heimlich geschehen.

Dankbar erinnere ich mich an die Schwiegereltern meines Bauern. Sie steckten mir für meine kranke Mutter manches zu und halfen mir auch bei großen Ungerechtigkeiten des tschechischen Aufpassers. Der Schwiegervater des Bauern war es auch, der es im Streit mit seinem Schwiegersohn durchsetzte, daß ich am Heiligabend mit der Familie essen konnte. Am ersten Weihnachtstagsfeierabend nahmen sie mich sogar mit in die Kirche.

Als der Winter vorbei war, begann die Frühjahrsbestellung. Bis



Mai mußte ich alle Arbeiten verrichten. Besonders die Pflege der jungen Gemüsepflanzen war eine schwere, überwiegend auf Knien zu verrichtende Arbeit. Im Mai 1946 überraschte uns der Aufpasser mit der Nachricht, daß die deutschen Familien wieder zusammengeführt werden sollen. So wurde ich mit Mutter und Bruder nach Bodenbach in das Daimon-Lager gebracht. Dort trafen wir meine Schwester mit Familie, die wir am 26. Juni 1945, dem Tag unserer Verschleppung, zum letzten Mal gesehen hatten. Sie hatten, gestützt auf neue Bestimmungen, die Zusammenführung der Familie in Tetschen beantragt. Gemeinsam kamen wir dann in das sogenannte Schmidt-Lager in Bodenbach. Von dort aus mußte ich arbeiten gehen, bis wir im August auf eine Elbzille verladen wurden. Dann ging es auf der Elbe abwärts bis nach Magdeburg. Nach fünf Tagen erfolgte dort unsere Übergabe von den Tschechen an die Deutschen.

Mein Anliegen ist es, mit meinem Bericht an die Tatsache zu erinnern, daß für mich und viele andere sudetendeutsche Landsleute die Vertreibung nicht nur den Verlust der Heimat und des gesamten Besitzes, sondern auch die Trennung der Familie und Zwangsarbeit in der Tschechoslowakei bedeutete. Das Ganze dauerte bei uns nicht einige Tage, sondern vierzehn Monate. Ich war damals gerade 15 Jahre alt.

Wolfgang Kupke

## Hier alles polnisch



*Mein 5. Geburtstag am 16. September 1944 in Köben (Oder)  
Hinten von links: Hedwig Pokorski, meine Schwester Rita und Ingrid aus der  
Nachbarschaft. Vorn: Winni mit Schwester und ich*

Der Krieg war bereits 16 Tage alt, als ich am 16. September 1939 in der Breslauer Hebammen-Lehranstalt geboren wurde.

Mein Vater betrieb in Breslau ein Baugeschäft, das er mit eigener Kraft aufgebaut hatte. Sein Vater war als Trompeter bereits in den ersten Kriegstagen des 1. Weltkrieges gefallen, seine Mutter arbeitete bis 1911 als Teppichweberin in der Grünberger Wollfabrik, ab 1914 hat sie es als Kriegerwitwe mit drei Kindern sehr schwer gehabt.

Wegen des Baubetriebes waren meine Eltern, die aus Altkessel, Kreis Grünberg in Niederschlesien, stammten, nach Breslau gezogen. Wegen einer Herzkrankheit und kriegswichtiger Bauten wurde mein Vater nicht zur Wehrmacht einberufen.

Meine Mutter war, wie es damals üblich war, Hausfrau. In den

zwanziger Jahren war sie als schlesisches Dienstmädchen in Berlin in Stellung gewesen. Bei ihren „Herrschaften“ hat sie sich viel abgucken, und in Breslau hat sie einen gutbürgerlichen Haushalt geführt.

Rita, meine drei Jahre ältere Schwester, hat noch viele Erinnerungen an Breslau, sie kam dort 1942 in die Schule.

Meine Erinnerungen setzen 1943/44 ein.

An einen Leierkastenmann auf unserem Breslauer Hof in der Grünstraße (später Herbert-Stanetzki-Straße) mit einem Affen auf der Schulter kann ich mich noch gut erinnern. Wir Kinder sammelten die Münzen auf, die aus den Fenstern, in Zeitungspapier eingewickelt, heruntergeworfen wurden

Hinter dem Bahnhof hatten wir einen Schrebergarten, dort bin ich von der Laube gefallen. Der Zahnarzt in unserem Hause hatte bunte Bilderbücher für die Kinder.

In den Kellern wurden wegen befürchteter Bombenangriffe Durchbrüche von einem Haus zum anderen geschaffen. Wegen der abgeschalteten Straßenbeleuchtung steckte man sich Leuchtplaketten an die Straßenkleidung, für uns Kinder gab es diese als Märchenfiguren.

Um Ostern 1944 fuhr unsere Mutter mit uns Kindern und unserem Pflichtjahrmädchen Ilse in die Kleinstadt Köben, am linken Oderufer nördlich der Kreisstadt Steinau gelegen.

Mein Vater hatte dort ein kleines Sägewerk mit Tischlerei gekauft und ein Gebäude als Wohnhaus hergerichtet. Es war das letzte Haus in der Schützenstraße, Nr. 106.

(Heute ist in diesem Haus eine polnische Dienststelle der „Wasserwirtschaft, Untere-Oder“ untergebracht.)

In Köben gab es keinen Fliegeralarm wie in Breslau. Ab Sommer 1944 wohnte noch eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern in unserem Haus. Die Mädchen spielten mit uns im Garten. Ihr Vater war der Offizier einer Gruppe Soldaten, die wohl alle eine

Wolfgang Kupke

Verwundung ausheilten und dabei in einem Wäldchen an der Oder Militärautos reparierten.

Unser Vater baute Bauernhöfe im Warthegau, Behelfsunterkünfte für die ausgelagerten Betriebe aus den Städten und zuletzt Militäranlagen im Altvatergebirge.

Köben war ein abgelegener Ort. Die feindlichen Flugzeuge flogen in großer Höhe und in großen Pulks über uns hinweg, sie glitzerten in der Sonne. Von unserem Haus konnte man die Oder sehen, und ich lernte die ersten Zahlen beim Zählen der Kähne, die an den Oderschleppern hingen. Zwischen den Bühnen badeten wir in der Oder, ich buddelte im Ufersand. Die Breslauer Wohnung blieb eingerichtet, die Eltern hofften, daß die Bomben sie verschonen. (Im Februar 1945 brannte das Haus aber völlig aus.)

Weihnachten 1944 war schön. Der Weihnachtsbaum stand am Fenster mit dem alten Schmuck aus Kugeln mit Rauhreif, Vögeln, mit Glasseidenschwänzen, Lametta und Kerzen. Später aßen wir Mohnklöße und Bratäpfel aus Großvaters Garten. Die polnischen Arbeiter des Sägewerkes hatten für mich Bausteine geschnitten und glatt gehobelt und einen sogenannten Kohlenklau gebaut. Letzterer war ein Holzmännlein mit Kohlensack, der ein bewegliches Bein hinter dem fast starren Bein hatte. Auf einer schiefen Ebene kippte er etwas nach vorn, und das hintere Bein klappte nach. So „lief“ er herunter. Der Kohlenklau war das Symbol für den sparsamen Umgang mit Energie.

Auch wir Kinder merkten aber, daß die Eltern besorgt waren.

Bei einer Ansprache im Radio hörte ich plötzlich eine andere Stimme im Radio laut, als wenn es ganz in der Nähe wäre, dazwischensprechen „Und der Feind im Lande“. Das war so ungewöhnlich, daß ich mich noch heute daran erinnere, vielleicht auch, weil man später viel vom Widerstand in der Nazizeit gehört hat.

Als mein Vater am 2. Weihnachtsfeiertag wieder auf seine Baustellen fahren mußte, sagte er zu meiner Mutter: „Der Stoß geht ganz woanders hin.“ Damals wußte ich natürlich nicht, was er damit meinte (und wie sehr er sich irren sollte).

Daß meine Mutter in einer Nacht mit Hilfe von zwei polnischen Arbeitern unter dem Eingang einer Tischlereibaracke Geschirr, Silber, Gläser und Wäsche in Kisten vergraben hat, erfuhr ich erst viele Jahre später, auch, daß sie zu ihr sagten: „Frau Kupke, wir haben das auch gemacht, und die Deutschen fanden alles“. Etwa ab dem 20. Januar kam in bitterer Kälte ein nicht enden wollender Flüchtlingstreck über die Köbener Fähre.

Jedesmal legte sie überladen an. Die Oder führte Treibeis. Auf der rechten Oderseite warteten viele Fuhrwerke aus dem Osten. Die Menschen waren starr vor Kälte, Neugeborene und Babys in den vielen Betten erstickt, manche erfroren. Die beheizten Räume im Ort waren bereits überfüllt. Mutti erzählte es uns, weil sie anfang, einen großen Koffer zu packen. Sie versuchte ständig, Vater anzurufen, bekam aber keinen Anschluß.

Er war bereits auf der Flucht und ging in Breslau über die Oder. Am Abend erschien bei uns ein Soldat. Es war Otto, der als Zwölfjähriger auf den Bauernhof meiner Großeltern kam und wie der eigene Sohn behandelt wurde. Er war so alt wie meine Mutter. Jetzt lag seine Einheit an unserem Oderufer im Bunker. Otto und Mutti stopften einen Sack voll Kleidung und Betten. Eine Milchkanne füllten sie voll Leberwurst. Wichtige Papiere nähten sie in die Innenseite von Mutters Mantel. Otto zertrümmerte das Führerbild aus dem Büro und verbrannte es. Dabei erzählte er meiner Mutter, wie ernst die Lage sei. Der Russe sei durchgebrochen, die linke Oderseite hat Räumungsbefehl, die Russen gehen grausam mit den Leuten um, Kinder klatschen sie an die Wand, die Brücke in Steinau ist nur für's Militär, die flüchtende Bevölkerung muß über die Fähren, die es aber nicht schaffen.

An den Straßenrändern liegen erfrorene Menschen, geschlachtetes Vieh, zerbrochene Wagen. Mein Schwester und ich verkrochen uns ins Bett. Der deutsche Bauleiter, der seit einigen Monaten bei uns wohnte, fuhr mit dem Fahrrad davon. Seine Familie lebte in Militsch, rechte Oderseite. Am nächsten Tag rief er an. Er habe seine Frau und Kinder auf einem Bauernwagen gefunden. Nur einen Rucksack konnten sie mitnehmen. Er sei über Nacht bettelarm geworden. Meine Mutter wollte mit uns fort, aber wie? Die Kleinbahn auf der rechten Oderseite fuhr nicht mehr. Die Busverbindung war auch bereits außer Betrieb, zur nächsten Bahnstation nach Raudten 20 km bei minus 20°C zu laufen, schien unmöglich!

Der Offizier von der Autowerkstatt, der mit seiner Familie immer noch unten wohnte, sagte: „Abwarten! Wenn Köben keinen Räumungsbefehl hat, kommen sie allein nicht weg! Ich hänge ein Auto an und nehme Sie mit bis zur Bahn nach Raudten.“

Tagsüber sahen wir immer wieder ängstlich durch die verschneiten, kahlen Laubbäume Richtung Oder. Die elektrischen Sicherungen waren rausgedreht, damit keiner versehentlich abends Licht machte, obwohl überall dichte Fensterläden waren. Am Bettende lagen unsere Sachen, die wir sofort anziehen sollten, wenn wir fort müssen. Das Pflichtjahrmädchen wurde mehrmals in den Ort geschickt, um den Sattler um die Fertigstellung der Rucksäcke anzuflehen. Mein Vater hatte Weihnachten sehr festen Stoff dafür mitgebracht, daraus war auch unser Bettensack.

Kurz vor Mitternacht des 26. Januar rief der Offizier auf der Treppe: „Frau Kupke, ziehen sie ihre Kinder an, auf der anderen Oderseite steht der Russe, die fahrenden Panzer können sie hören.“ Die rasselnden Panzerketten auf der anderen Oderseite hat meine Mutter nie vergessen können, oft hat sie später von diesem angsteinflößenden Gerassel gesprochen.

Vor dem Haus stand ein kleines Lastauto, Matratzen wurden eingeladen, auch unser großer Koffer und der Sack. Wir sollten hinter das Schloß laufen, von dort wollten uns die Soldaten in einem angehängten, defekten Auto mitnehmen. Wir zogen dick angezogen los, der Schnee knirschte. Mutti trug ihre große Handtasche und zog mich an der Hand. Ilse trug ihren Koffer und eine Tasche mit Eßvorräten. Meine Schwester hatte den vollgestopften Schulranzen auf, im Arm in einem Sofakissenbezug ihre beiden geliebten Zopfpuppen. Wir waren hinter dem Schloßpark gerade in das angehängte Auto eingestiegen, als die Tür aufgerissen wurde. Ein deutscher Uniformierter, aber kein Soldat, zielte mit dem Gewehr auf meine Mutter: „Frau Kupke, steigen sie sofort aus, sonst muß ich sie mit ihren Kindern erschießen. Köben hat keinen Räumungsbefehl!“

Mutti fiel knieend in den Schnee und flehte den Mann an. Die Autos fuhren weg. Wir gingen in ein großes Bauerngehöft. Dort quirlte alles durcheinander. Die Bauersfrau stopfte Brote in einen Sack und nähte ihn zu, Flüchtlinge kochten auf dem Herd. Dann liefen wir wieder hinters Schloß. Es war nicht mehr ganz dunkel, da gingen Geschosse nieder. Jetzt liefen die Menschen wie Ameisen aus der Stadt, mit Schlitten, Kinderwagen, Handwagen oder kaum etwas. Die Straße Richtung Westen führte über eine Anhöhe. Ein Uniformierter rief: „Da hat der Feind Einsicht, schickt die Menschen in die Keller“.

Auf einmal kamen zwei unserer polnischen Arbeiter und wollten uns zurückholen. Der Luftschutzkeller im Haus sei sicher, sie wären alle dort. Aber Mutti sagte nur: nein, nein. Sie hatte wohl nochmal dort angerufen, um zu fragen, ob sich Vater gemeldet hätte. Die Soldaten hatten etliche Autos hinters Schloß geholt und probierten immer wieder, ob ein Motor anspringt. Sie diskutierten auch mit dem Uniformierten, vielleicht war es der Ortsgruppenleiter. Ich erinnere mich an Satzketten: ...früh steht

Köben unter Beschuß, ...die Bergstraße, ...der Schnee im Wald zu hoch, ...die breiten Schutzgräben, Reisig drüber, ...Frauen und Kinder evakuieren, ...ich verstehe den Bürgermeister nicht... Es wurde hell, das Schloß brannte an einigen Stellen. Ich fürchtete mich, meine Füße spürte ich nicht mehr. Auf einmal ein Aufschrei. Meine Mutter riß uns an sich, Gesicht an ihren Leib gedrückt. Zwei alte Leute fuhren einen Karren mit zwei schwer verletzten, blutenden Jungen vorbei. Sie riefen nach einem Arzt, der ist schon fort, riefen einige. Ein Dampfer war, von Breslau kommend, die Oder abwärts gefahren, voller Kinder. Er hupte noch wegen der Fähre. Die russischen Panzer schossen auf ihn, und er sank. Es sollen ca. 300 Kinder auf dem Schiff gewesen sein, die meisten sind in der Oder umgekommen.

Irgendwann schubste uns meine Mutter in das vorbeifahrende angehängte Auto, in dem unser Bettsack war. Der Soldat, der das Auto lenkte, drängte uns, unbedingt aus seiner Feldflasche zu trinken. Da waren wir schon über den Berg. Es pfiff nichts mehr durch die Luft. Zwei Soldaten mit Panzerfäusten kamen uns entgegen.

Ich wurde in einem großen Saal zwischen Gepäck und Stroh wach, es war der Gasthof von Polkwitz. Ich lag auf einem Billardtisch, meine Mutter drückte meine nackten Beine immer wieder in eine Schüssel mit warmem Wasser. Ein Mann schüttelte jedes Kind, das sich nicht rührte... Was ist mit dem? ... hörte ich.

Irgendwann fuhr das immer kälter werdende Auto, in dem wir eingequetscht saßen, über Bahnschienen und hielt. Die Sonne hing wie ein roter Lampion tief hinter dem Bahnsteig, auf dem Berge von Gepäck standen. Die vielen Menschen schlugen sich immer wieder die Arme um den Leib, um sich zu erwärmen. Da wurde die Tür aufgerissen und der Offizier sagte: „Hier kommt kein Zug mehr, ich nehme meine Flüchtlinge mit bis Bunzlau.“ Als wir dort ankamen, hatte die Stadt bereits Räumungsbefehl.



Das kalte Auto muß uns noch einige Dörfer weiter mitgenommen haben. In einer Stube mit alten Möbeln auf einem harten, schmalen Sofa wurde ich wach. Die Scheiben der Fenster waren zugefroren. Nebenan redete meine Mutter verzweifelt auf den alten Bauern ein, ob er nicht einen Wagen anspannen könne und uns über die Neiße nach Görlitz bringen würde. Ihr war ihr Schulfreund Ernst Pitschke aus ihrem Heimatort Altkessel eingefallen, der dort in eine Schlosserei eingehiratet hatte. Der Bauer hat uns dann nach Görlitz gefahren. Als der Karren mit Plane hielt, schien die Sonne auf dem Obermarkt in Görlitz. Das freundliche Gesicht eines Mannes, der die Plane wegschob, sagte, daß er schon lange warte, daß jemand von „daheime“ kommt. Dabei wohnte die Familie mit den einjährigen Zwillingen auch nur in 2 Räumen. Unser Koffer wanderte schnell in den drei Etagen tiefen Keller. Wir konnten uns aufwärmen und die Schuhe ausziehen. Später gingen wir zur Flüchtlingsammelstelle, die früher ein Kino war. Es gab warme Suppe, schlafen konnten wir auf Stroh.

Bei Pitschkes war es sehr eng. Wenigstens unser Handgepäck war sicher abgestellt. Da die Zwillinge häufig schrien, mußten wir uns auch tagsüber zeitweilig woanders aufhalten. Aber bei Fliegeralarm versuchte meine Mutter immer, daß wir Pitschkes tiefen Keller erreichten. Meist ging unser Pflichtjahrmädchen mit uns spazieren, ins Kaufhaus, in Parks und an die Neiße. Meine Schwester las, in großen Buchstaben an eine Mauer geschrieben: „Werft den ganzen Schnee in die Neiße, damit der Feind ersäuft.“ Meine Mutter erholte sich kaum, sie war erschöpft. Ihr Gesicht wurde bleich und eckig, die Lippen blieben blau. Sie hatte seit ihrer Scharlacherkrankung mit vierzehn Jahren einen Herzklappenfehler. Wir waren schon einige Tage in Görlitz, als mein Vater auftauchte. Er hatte einen Pferdewagen etwas abseits abgestellt. Vor Pitschkes Haus hielten Soldaten alle Autos an und

beschlagnahmen sie. Im Dunkeln fuhr er mit uns auf einem Planwagen mit zwei schwarzen Pferden weg.

Die Stadt Görlitz sollte nicht verteidigt werden. Pferdewagen durften am Tage nicht im Freien stehen, damit die feindlichen Flieger keine Truppenzusammenziehung vermuteten. Man wollte die Bombardierung der Stadt verhindern.

Mein Vater war am 21. Januar 1945 aus Wielun im Warthegau geflüchtet, wegen Benzinmangel hatte er bereits vorher Pferde gekauft. Ein polnischer Kutscher führte das Gespann. Sie waren dabei auch zeitweise hinter die Front geraten, hatten aber noch Breslau erreicht. Dort hat er die Pferde beschlagen lassen und ist gleich weiter Richtung Köben gefahren, kam aber nicht mehr durch. Bei Steinau hatten die Russen die Oder überschritten und einen Brückenkopf gebildet, es tobten verlustreiche Gefechte.

Von Flüchtlingen aus Köben hatte er erfahren, daß wir mit Soldaten Richtung Görlitz aus Köben rausgekommen sind.

In der Flüchtlingssammelstelle fand er uns schlafend im Stroh.

Eine Nacht vorher hatte Vater zwei Dörfer vor Görlitz auf der rechten Neißeseite Station gemacht. Der Vorstoß der Russen war zum Stehen gekommen. Er fuhr über die Neiße dorthin zurück, denn es gab dort für uns Unterkunft und ausreichend zu essen und Futter für die Pferde. Da aber auch dort die Räumung befohlen wurde, ging es in der nächsten Nacht wieder Richtung Westen. Alle Straßen und auch der Feldweg zu einer Furt durch die Neiße waren voller Militär, Panzer, Autos, Geschütze. Alles fuhr ohne Licht. Die Zivilfahrzeuge mußten an den Seiten warten. Unser Wagen hing schief, mein Vater schrie: „Wir kippen in den Graben!“ Bunzlau war gefallen! So sagte man, wenn die Verteidigung aufgegeben wurde. Wir hatten die vielen Menschen um den Bunzlauer Bahnhof herum gesehen, die mit Spitzhacken und Schaufeln Gräben aushoben. Geschützrohre guckten aus Häusern und Mauern. Die Russen hatten also Bunzlau

eingenommen, trotz dieser Verteidigungsmaßnahmen! Alle waren schockiert und hatten furchtbare Angst, daß die Russen kommen. „Wenn der Mond rauskommt, sind wir verloren“, sagte jemand. Mein Vater und der Kutscher hielten je ein Pferd fest, weil sie immer wieder hochsprangen. Die zeitlich nächsten Erinnerungen habe ich an einen Bauernhof in Herwigsdorf/Oberlausitz. Im Obergeschoß lebten wir in zwei Stuben. Die Fenster gingen nach Westen. Dort standen wir angezogen in einer Nacht und sahen den roten Horizont. Mutti ging immer wieder nach unten und sagte dann leise zu uns: „Dresden wird bombardiert!“ Das war der 13. Februar 1945!

Mein Vater war nicht mehr da. Er war auf seine Baustellen in die schlesischen Mittelgebirge gefahren, um die Leute zu löhnen. Mit dem letzten Zug aus Hirschberg kam er raus und über das Sudetengebiet wieder zu uns.

Der polnische Kutscher ackerte mit unseren Pferden auf den Feldern des Herwigsdorfer Bauern, der in Herrnhut im Lazarett lag. In die Küche im Erdgeschoß kamen zu den Mahlzeiten immer mehrere Männer, die an einem Extratisch schweigend aßen. Es waren Kriegsgefangene, die alle Arbeiten auf dem Bauernhof verrichteten. Als viele Flugblätter mit unbekannter Schrift auf den Feldern lagen, wurden sie gefragt, ob sie es lesen könnten. Sie schüttelten nur den Kopf. Rückblickend meine ich aber doch, es waren Russen. Immer mehr Flüchtlinge wurden in die oberen Stuben einquartiert.

Es war bereits Frühling, als der Bauernhof voller Militärautos stand. Die Soldaten wohnten auf den Dachböden. Manchmal hoben sie eine Plane von ihren Autos. Wenn man da zufällig daneben stand, schenkten sie Schokolade, die ich vorher noch nicht gegessen hatte, Mein Vater war nun beim Panzersperrenbau eingesetzt. Wir Kinder spielten am kleinen Bach, der mitten aus der Küche des Bauernhauses entsprang. In unserer Stube

diktierte Vater sein Testament und die Bilanz seines Betriebes. Diese 80 Schreibmaschinenseiten haben die noch kommenden Ereignisse auf wunderbare Weise überdauert. Ich habe dieses Dokument 50 Jahre später voller Staunen gelesen. Auf den Pfennig genau ist dort Soll und Haben angegeben, noch unbezahlte Rechnungen sollten nach Wiederherstellung geordneter Verhältnisse sofort bezahlt werden. Diese Betriebsbilanz, während chaotischer Verhältnisse erstellt, zeugt von einer vorbildlichen Ordnung des Baugeschäftes. Leider ist mir das erst bewußt geworden, als ich es meinem Vater nicht mehr sagen konnte.

Wegen der Tiefflieger wurden wir Kinder in den nahen Wald zum Spielen gebracht, wo es zwischen Felsblöcken auch Höhlen gab. „Dorthin gehen wir, wenn die Amerikaner kommen. Wenn die Russen kommen, müssen wir weg“, sagte meine Mutter. Unser Pflichtjahrmädchen hatte sie zu ihren Verwandten geschickt, die sie ganz in der Nähe im Kreis Löbau ausfindig gemacht hatte.

In einer Nacht Anfang Mai rollten alle Militärwagen, Feldwagen und Kutschen vom Hof. Am Tag zuvor war viel geschlachtet worden. Die Bäuerin saß auf dem Bock einer Kutsche und sagte allen, daß sie genug zu essen im Wagen habe. Schon am Morgen wurden aber die Puten vergraben, die sie lebend in einem Sack in der Kutsche befördert hatte. Sie waren erstickt. – Tagsüber hielten wir uns im Wald auf. Die Sonne schien durch die Kiefern; Wagen mit Pferden oder Treckern davor. Leute mit Handwagen oder Karren schoben sich bei Einbruch der Dunkelheit aus dem Wald wieder auf die Straße. Bei Eibau/Leutersdorf stockten die Trecks, die aus allen Richtungen über Seifhennersdorf in die Tschechei wollten, um zu den Amerikanern zu gelangen. Im Morgengrauen sausten Tiefflieger über uns, Geschosse flogen in die Trecks. Es brannte, Schreie, Pferde gingen durch. Deutsche Soldaten rannten zwischen den Fuhrwerken herum.

Die Frauen vor uns auf dem offenen Wagen wollten sie verscheuchen, damit die Flieger nicht schießen sollten. Ich hörte von diesen Soldaten: „Solange haben wir den Kopf für euch hingehalten... rennt über die Berge, wir halten die hier noch etwas auf, damit ihr fortkommt.“

Wir standen an einem Gartenzaun. Wenn Flieger zu hören waren, rannten wir durch die eingedrückten Zaunlatten in die hohen Sträucher. Ein Soldat kam in den Garten, schnell grub er unter den blühenden Bäumen ein Loch, warf das Gewehr und seine Sachen hinein, zog etwas Blaugrünes an und lief weg.

Ein Offizier ritt mit gezogener Pistole aus einem Wäldchen zu unserem Flüchtlingstreck und befahl, die ausgebreiteten weißen Betttücher wegzunehmen, das sei Verrat, als er wieder wegritt, wurden sie wieder ausgebreitet.

Wir liefen an leblosen oder sich wälzenden Menschen und Tieren vorbei. Wenn die Wagen ein Stück weiterfahren konnten, machten sie einfach einen Bogen um die, die es erwischt hatte.

In der nächsten Nacht waren wir in einem Raum mit vielen Doppelstockbetten. An der offenen Tür standen die Erwachsenen und redeten. Als ich früh rausging, zogen auf der Straße gerade zwei eingestaubte Pferde vorüber. Sie waren vor eine lange Fichte gespannt, die auf dem Boden schleifte. Hinter jeder Astreihe saß ein Mann in brauner Uniform auf dem Stamm. Sie schrien „Urräh, Urräh!“ Das waren die ersten Russen, die wir sahen.

Dann kamen russische Panzer, jubelnde Soldaten zogen die ukrainischen Ostarbeiterinnen zu sich auf die Panzer, sie lachten schrien alle: „Urräh, Urräh!“

Immer mehr Soldaten in braunen Uniformen kamen, durchsuchten die Wagen und räumten sie leer. Federbetten wurden aufgeschlitzt; Koffer, Säcke, jedes Behältnis ausgeschüttet. Das Chaos mit schreienden Menschen dazwischen wurde jeden Augenblick

größer..

Viele Jahre später erfuhr ich von meinen Eltern, daß sich in dieser Nacht für uns viel entschieden hatte. Bis 3 Uhr nachts zum 8. Mai fuhren die Reste der deutschen Wehrmacht aus diesem Gebiet nach Süden, in Richtung der Amerikaner, alle Zivilfahrzeuge wurden an die Seite geschoben. Mein Vater war über die Kapitulation informiert, im Stau der Militärkolonne hatte er einen Offizier befragt. Er wartete am Straßenrand, daß die Straße frei wurde und wollte mit unserem Wagen hinterher. Es waren nur noch wenige Kilometer bis zur ehemaligen Grenze. Meine Mutter wollte uns Kinder nicht aus dem Schlaf reißen und bis früh warten. Sie wollte wohl auch zurück in die Heimat, wo sie im Elternhaus ihren Vater zu finden hoffte.

Im Morgengrauen waren die Russen schon da. – Es gab den Befehl: Flüchtlinge zurück!

Mein Vater hat schriftlich 1984 hinterlassen: „Auf den ausdrücklichen Wunsch meiner Frau fuhren wir zurück nach Altkessel zum Schwiegervater.“ Ich kann nur vermuten, daß er keine Schuld daran haben wollte, was meiner Mutter in den nächsten Tagen von den Russen angetan wurde.

Unsere zwei kräftigen schwarzen Pferde nahmen uns die Russen sofort weg. Durch die Fürsprache des noch bei uns weilenden polnischen Kutschers gaben uns die russischen Soldaten aber dafür zwei kranke Pferde.

Die Fahrt nach Altkessel war eine Fahrt des Grauens. Ich sah tote deutsche Soldaten mit schwarzen, verkohlten Gesichtern im Straßengraben, überall zerschossenes Kriegsgerät. Auf einem Berg brannte ein Haus - „Freudenfeuer“, sagten meine Eltern.

Die deutschen Panzersperren, die mein Vater gerade noch mit bauen mußte, hatten die russischen Panzer nicht aufgehalten, sie waren einfach drumherum durch den Wald gefahren, die Bäume waren geknickt wie Streichhölzer.



Ohne den polnischen Kutscher, der zu uns gehalten hat, hätten wir diese Fahrt wohl nicht überlebt. Die Vergewaltigungen meiner Mutter durch die Russen konnte aber auch er nicht verhindern.

Über die Neiße wollte man uns schon nicht mehr lassen, mein Vater konnte aber mit Zigarren, die er am Wagen versteckt hatte, den russischen Posten bewegen, die Überfahrt zu gestatten. Wir nächtigten in leeren Häusern und im Freien.

Etwa am 15. Mai kamen wir in Altkessel, 4 km von Grünberg entfernt, an. Mein Großvater war noch am Leben und freute sich riesig über unsere Heimkehr.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir den polnischen Kutscher, der mit einem leichten Heuwagen und einem der kranken Pferde in sein Heimatdorf fuhr. Das andere Pferd hatte Großvater als Pferdekenner in liebevolle Pflege genommen. Zuerst stand es in der Box, die früher seinem „Fuchs“ gehörte und den die Russen mitgenommen hatten, zuletzt unter den Apfelbäumen hinter der Scheune. Es würde bald sterben, hatte Großvater kopfschüttelnd gesagt. Meine Mutter klebte ihm wegen der

Bremsen Fliederblätter auf die Wunden. Einige Tage später haben sie es an der Scheune hinter dem Bienenhaus vergraben. Es blieb ein Hügel frischer schwarzer Erde, in den bei der nächsten Durchsuchung des Hofes russische Soldaten immer wieder mit einer Stange hineinstachen. Vater mußte aufgraben, da sie ihm nicht glaubten, daß dort nur ein totes Pferd liegt. Endlich winkten die Soldaten ab, der Verwesungsgeruch war deutlich.

Die Ställe und alle Schuppen, die Waschküche und die Wohnräume waren vom Durchsuchen verwüstet. Großvater hatte die Unordnung wohl noch verstärkt und die Türen ausgehängt, da gingen sie am Tage nicht hinein.

An einem der ersten Tage nach unserer Ankunft in Altkessel ging Vater mit uns ins Oberdorf. Neben seinem Elternhaus stand das Haus seiner Großeltern. Seine Tante Berta, die ihn bis zum elften Lebensjahr betreut hatte und darin wohnte, war auch nicht geflüchtet. Sie hatte noch ihre beiden Ziegen und gab uns Quark mit einem Stück Butter darin. Vaters Elternhaus war leer. Seine Schwester Martel und Schwägerin Liesbeth, die darin wohnten, waren mit ihren Kleinkindern im Januar mit dem Zug von Grünberg geflüchtet. Die Türen standen offen, Kleidung und Möbel quollen hervor. Es war alles verwüstet, die Möbel abgerückt, Türen eingetreten. In den Betten lagen nur die Matratzen, einige Schubladen darauf ausgeschüttet. Im Haus war es unheimlich.

Erst am vergangenen Tag waren wieder zwei bewaffnete Männer mit Fahrrädern ins Dorf gekommen. Sie plünderten vor allem dort, wo niemand drin war. Deshalb wollte Vater mit meiner Schwester Rita sein Elternhaus bevölkern. Sie hatte aber berechtigterweise große Angst, heulte furchtbar und bettelte, in der Dorfmitte bei Großvater bleiben zu dürfen. Dort waren beide Nachbarhäuser bewohnt. In einem lebte eine Frau mit mehreren Kindern. Sie war mit einem Polen verheiratet und konnte sich



mit den Russen und später den Polen verständigen. Sie kam immer gleich gerannt, wenn Großvater Russenbesuch hatte. Durch sie standen bei uns zwei Kühe, eine für sie und eine für Opa. Die Kühe waren hochtragend, Milch gaben sie also nicht. Im anderen Nachbarhaus war kurz nach uns ein Sohn mit einem Omnibus zurückgekehrt. Er schief bei uns und räumte die Nähmaschine und die große Uhr aus seinem Haus auf unseren Boden. Auch in Großvaters Haus sah jeder Raum und erst recht der Speicher zum Fürchten aus. Großvater sagte nur immer: „Nicht aufräumen, da durchwühlen sie wieder alles und nehmen noch mehr weg.“ Manchmal kamen Russen oder Polen in der Nacht, wir hörten Schreie und Gepolter.

Die Nachbarin Frau Greiser kletterte nachts immer zu unserem Küchenfenster herein, wenn fremde Männer in ihr Haus eindrangen. Ein Weinstock verdeckte den schmalen Gang zwischen ihrem Krämerladen und Großvaters Haus.

Eines Abends machten Russen für den Stab bei ihr Quartier, sie kam aufgeregt zu uns gerannt. Aber diese Einquartierung war, wie sich herausstellte, ein Schutz für sie. Greisers durften trotz Einquartierung in ihrem Haus bleiben. Im Wirtschaftsgebäude hinter Greisers Laden bauten die Soldaten aus Türen einen langen Tisch, stellten Bänke daran und fingen an zu essen. Greisers Tochter Gitta, meine Schwester und mich setzten sie mit an den Tisch und schoben uns Brotstücke mit Fisch aus Büchsen zu.

Täglich kehrten jetzt weitere Familien zurück. Oft gingen Russen mit Eisenstangen durchs Dorf und stachen überall rein, wo sie vergrabene Sachen vermuteten. Auch bei Großvater stachen sie wieder dorthin, wo Vater das Pferd vergraben hatte.

Auf dem Herd in der Küche standen meist in einem Topf gekochte Kartoffeln, dafür sorgte Großvater. Mein Vater holte Brot aus Lawaldau, einem Nachbardorf, mähte Gras für das Vieh, grub die Beete vor dem Hausgiebel um und tat alles, um für

Essen, auch für den kommenden Winter, zu sorgen.

Ich weiß nicht, ob meine Eltern erwogen haben, in das Haus nach Köben zurückzukehren, oder ob sie den Großvater nicht allein lassen wollten oder ein Fußmarsch nach Köben meiner Mutter und uns Kindern nicht zuzumuten war. Vielleicht war es auch die Tatsache, daß es in Altkessel eher etwas zu essen gab, denn das Korn stand noch auf den Feldern und Kühe standen im Stall. Die Sorgen müssen jedoch, verglichen mit unseren heutigen Problemen, riesig gewesen sein.

Bevor das kranke Pferd verendet war, hatten Vater und Opa noch ganz langsam einen Teil der zwei Morgen Land gepflügt, die sich neben dem Nachbarhaus befanden und uns gehörten. Den Rest hat Vater umgegraben, meine Schwester half beim Kartoffelstecken. Da die Kartoffeln eine rote Schale hatten, kann ich mich noch an diese Kartoffeln erinnern. „Rote Dabersche“ sagte meine Mutter dazu. Was an Samen zu finden war, kam in den Boden, z. B. Kürbiskerne und Hirse.

Vor Großvaters Haus am Kriegerdenkmal spielten die Kinder. Jungen schleppten Fahrradteile herbei und bauten sie zusammen. Um diese Jungen scharten sich nachmittags die Kinder des Dorfes. Dort spielten wir am Kriegerdenkmal ein Spiel, das heute kaum noch jemand kennt, „Stockschnippe“ nennt man es in Sachsen.

Auf der anderen Straßenseite stand bei Fleischermeister Pitschke eine Pumpe, dort mußten wir Wasser holen. („Plumpe“ sagen die Schlesier, sie liefert auch heute noch gutes Wasser.) Aus der Wasserleitung, die mein Vater erst kurz vor dem Krieg mit einem kleinen Wasserwerk für Altkessel gebaut hatte, lief natürlich nichts. Strom gab es auch nicht.

Einmal gingen wir zum Heuwenden auf die Lanke. Das war eine Wiese ein Stück vom Dorf entfernt. Wir kamen an einem Haus mit großen Fenstern vorbei, wo im Zimmer noch der ge-

schmückte Weihnachtsbaum stand, ein komischer Anblick im Juni.

Eines Tages kamen Soldaten mit Pferdewagen. Vor jedem Haus hielten sie und trugen Polstermöbel heraus, die aufgeladen wurden. Ein anderes Mal holten sie nur Nähmaschinen. Dann sahen wir einen Wagen, auf dem nur Klaviere standen.

Mein Vater war zur Arbeit geholt worden. Die Männer mußten im Bahnhofsgelände einen Gleisstrang abbauen. Später mußten sie zum Heumachen in die Oderwiesen. Da konnten sie abends nicht heimkommen, es war ein Fußmarsch von über zwei Stunden. Auch Frauen mußten mit, aber meine Mutter war in einem solch elenden Zustand, daß jeder ihre Arbeitsunfähigkeit sah.

Da wir das Ausplündern der unbewohnten Gehöfte verfolgen konnten, wollte mein Vater einiges aus dem Gasthaus „Zur Eisenbahn“, das er auf meinen Namen gekauft hatte, retten. Mutti holte mit uns im Handwagen das Geschirr, es war dickes, weißes Gaststättenporzellan, die Tassen konnte man zu hohen Türmen stapeln.

Für einen russischen Offizier wusch Mutti die Uniform. Den Plättbolzen machte sie in der Holzglut des Küchenofens heiß wie in ihrer Kinderzeit, als es im Dorf noch keinen elektrischen Strom gab. Der Offizier war sehr freundlich, lobte Mutti und schenkte ihr Waschpulver und Zucker. Unsere Kindersachen hatte sie mit Asche gewaschen. Dieser Offizier mußte mit den deutschen Soldaten keine schlechten Erfahrungen gemacht haben, oder er wollte meiner Mutter etwas Gutes sagen. „Deutscher Soldat, gutter Soldat“, sagte er. Am Küchentisch sitzend sagte der Offizier auf deutsch weiter: „Hier alles polnisch, gute Frau.“ Verständnislos wiederholte Mutti auch in den nächsten Tagen diesen Satz. Das war doch unmöglich, es kamen doch ab und zu Leute zurück. Daß ganz Schlesien künftig zu Polen gehören sollte, überstieg die Vorstellungskraft. Für uns wurde dies aber sehr

## Wolfgang Kupke



*Mein Großvater,  
der Bauer Hermann  
Helbig aus Altkessel  
(Krs. Grünberg)*

schnell Wirklichkeit.

Am 24. Juni 1945 spät nachmittags wurden wir aus Altkessel ausgewiesen. Zwei berittene Männer, polnische Miliz, erklärten in jedem Haus auf deutsch: „In einer Stunde steht ihr alle auf der Dorfstraße, bereit zum Abmarsch nach Deutschland, das hier ist polnisches Gebiet.“ Die Eltern rannten zu den Nachbarn. Die russischen Offiziere, die vorn an der Straße einquartiert waren, bestätigten meinem Vater diesen Befehl. Da schob er einen großen Leiterwagen vors Haus, Großvater spannte

eine Kuh davor, die schon gekalbt hatte. Bündel wurden hineingeworfen. Zuletzt hob Vater meine kranke Mutter obendrauf.

Großvater machte keinen Versuch, allein in seinem Haus zu bleiben, die Polen hätten es auch gar nicht zugelassen. Von den Russen war er sehr verprügelt und um ein Haar erschossen worden, als er nach der Flucht der Altkesseler fast allein im Dorf war. Auf der Dorfstraße war er den einziehenden russischen Soldaten in die Hände gefallen. Er hatte in den Nachbarhäusern, wo alle geflohen waren, das Licht ausgeknipst, das Tag und Nacht gebrannt hatte. Vor der endgültigen russischen Besetzung war bereits eine Vorausabteilung im Dorf, diese russischen Soldaten hatten an allen Schaltern und Hähnen gedreht.

Meine Schwester versteckte ihre Puppe im leeren Schweinestall. Dann waren die Reiter wieder da. Einer sprang ab, schwang die Peitsche und durchsuchte das Haus. Da schoben Vater und Großvater den Wagen vom Hof auf die Straße. Das Kalb lief nebenher. Gitta Greiser, die Nachbarstochter, trug mehrere Kleider übereinander. Meine Schwester sollte noch etwas aus dem Haus holen, aber sie durfte nicht mehr rein, auch Großvater nicht.

Vom Schulweg her kam Frau Nerlich mit ihren fünf Kindern, die zwei Handwagen zogen. Gabriele war zwölf Jahre, die vier Brüder jünger. Als sie die Dorfstraße erreichten, ging ein Rad vom Wagen ab. Die Jungen schrien. Zwei Russen reparierten den Schaden. Einer holte sogar Werkzeug.

Nun standen schon viele Wagen aller Art mit und ohne Zugtieren vor und hinter uns. Neben uns umklammerte ein alter Mann sein Gartentürchen mit beiden Händen und rief immer wieder mit bebendem Körper: „Ich geh hier nicht weg, ich geh hier nicht weg!“ Da kam ein klappriges Lastauto, Männer sprangen heraus, packten den Alten an Armen und Beinen und warfen ihn auf die Ladefläche. Stille.

Die Sonne stand schon hinter den Scheunen, als die Reiter mit den langen Peitschen knallten und sich der Treck in Bewegung setzte

Am Ortsausgang Altkessel Richtung Grünberg gab es laute Stimmen, alles stand wieder. Einer von der polnischen Miliz ritt entlang und schrie: „Zwölf Familien zurück!“ Vater zögerte, Sieblers drehten um, dann weitere Familien. Schließlich drehten wir auch um und standen nun auf der anderen Straßenseite in Richtung Altkessel. Abzählung, wir waren der 13. Wagen. Wieder zurück in den Treck, Befehl! Gefuchtel mit der Waffe, weil mein Vater diskutierte.

Die Nummer 13 hat uns aber vor noch Schlimmerem, als uns in den nächsten Wochen bevorstand, bewahrt. Die zwölf Familien sollen alle auf den Gutshof gekommen sein, um die Ernte einzubringen und das Vieh zu versorgen, sie haben später viel unter der Rechtlosigkeit leiden müssen.

Schon vor Grünberg, ca. 4 km waren wir von Altkessel weg, legte sich unsere Kuh einfach hin, sie lief nicht mehr. Großvater lockte sie mit dem Kalb, dann nahm er den Stock. Alle schoben den Wagen, auch Mutti. Die Reiter sprengten immer wieder mit

ihren Peitschen dazwischen und trieben zur Eile an. Einer schoß neben uns in die Luft.

Im Dunkeln verließen wir Grünberg Richtung Crossen. Vater stritt mit anderen, weil vorn im Treck Pferdegespanne waren, die schneller und ausdauernder fuhren. Einer sagte: „Kuhgespanne und Handwagen vorne hin, wenn die Polen weg sind.“ Wahrscheinlich rangierten sie um Mitternacht den Treck in dieser Weise um. Wieviel Tage wir bis in die Vororte von Guben unterwegs waren, weiß ich nicht, es ging fast immer durch Wald.

Noch weit vor der Neiße ging ein Rad unseres Leiterwagens kaputt, vor den die Kuh gespannt war. Wir blieben am Straßenrand liegen. Immer mehr zogen an uns vorbei, es waren die Vertriebenen aus den Nachbardörfern. Als wir endlich weiterfahren konnten, kannten meine Eltern niemanden mehr. „Nu ham wa auch noch unsre Leute verlor“, sagte Großvater.

Wir zogen gerade in einem Dorf am großen Tor eines Dominiums vorbei, als dieses geöffnet wurde. Die Menschen, die ihre Wagen herausschoben, waren Leute aus Altkessel. Willkürlich hatten die Reiter einen Teil des Trecks in den leeren Gutshof geleitet. Dort wurden die Menschen aufgefordert, allen Schmuck, alles Geld und Silber abzugeben. Danach würden sie kontrollieren, wer nicht alles abgegeben hat, wird erschossen. Alle hatten sich dem Befehl gebeugt.

Die Eheringe unserer Eltern hatte meine Schwester im Strumpf. Die Leute jedes Dorfes versuchten, zusammen zu bleiben. Sie halfen sich gegenseitig, soweit das möglich war. Frau Nerlich mußte ihre Jungs mit Stockhieben zum Aufstehen zwingen, wenn es im Treck weiterging. Die Kleinen, die noch nicht in die Schule gingen, waren total erschöpft. Wie leblos schiefen sie im Straßengraben. Meine Schwester half beim Ziehen eines ihrer beiden Leiterwagen und zog auch mit einem Strick über der

Schulter bei Vater vorn unseren Karren. Ich erinnere mich, daß der Treck nun immer öfter stockte, mehrere Wagen standen auf der Straße nebeneinander. Im Straßengraben kochten die Leute auf kleinen Feuern Kartoffeln ab. Vom Wald neben der Straße hörte man oft Schreie, ständig wurden einzelne Menschen oder kleine Gruppen von der Miliz hineingetrieben. Ich sah, wie ein alter Mann umgestoßen wurde. Zwei Russen versuchten, ihm die Stiefel auszuziehen, er schrie furchtbar. Im Stiefel steckte die Beinprothese. Von einer Frau wollten sie die Goldzähne haben. Schüsse fielen vor uns. Einer hatte sich gewehrt, als sie seine Kuh wegnahmen. Danach trieb man ohne Widerstand die Pferde, Kühe, Ziegen aus dem Treck durch das offene Gutstor. Der Hof war schon voll.

Wer sollte nun die großen Wagen ziehen? Die Miliz hatte die Männer weggeholt. Auch Vater und Großvater mußten eine Herde Kühe zurücktreiben. Aber nachts waren die beiden wieder da. Wir hatten in ehemaligen Panzerunterständen Schutz vor dem Regen gesucht. Eine Plane warfen wir schon bald hinter Altkessel weg, weil der Wagen für eine Kuh zum Ziehen zu schwer war. Nun war alles durchnäßt und doppelt schwer. Vater lud eine Holzkiste, in dem Großvater seine guten Anzüge mitgenommen hatte, in den Straßengraben, die Last konnte nicht bewältigt werden. Das hat Großvater meinem Vater, seinem Schwiegersohn, später vorgeworfen. Im Morgengrauen schoben wir den Wagen ein Stück. Dann bauten die Leute die großen Wagen auseinander und machten zweirädrige Karren daraus.

An einem Baum hingen zwei alte Leute, die sich aufgehängt hatten.

Wir kamen in Vororte von Guben. An der einen Straßenseite waren Gärten mit kleinen Wohnhäusern. Wenn die Miliz Menschen darin sah, wurden sie grob rausgetrieben ohne irgendwelche Habe. Im Wald gegenüber hatten wir Heidelbeeren gesucht und

waren immer wieder auf tote Soldaten gestoßen. Wir brauchten Trinkwasser. Deshalb schlichen die Leute nachts in die Häuser. Die wenigen Männer aus dem Altkesseler Treck, darunter mein Vater, hatten die Behelfsbrücke über die Neiße eine zeitlang beobachtet. Davor stauten sich die Wagen und die vielen Menschen, die Alten mit Krücken oder im Handwagen sitzend, bildeten die Mehrheit. Jeder Wagen, jeder Rucksack wurde kontrolliert. Ich erinnere mich, daß Vater sagte: „Also los jetzt.“ Tante Berta und Frau Rußke mit Tochter, sie wohnten seit Jahren zusammen, schickte er zu der schmalen Fußgängerbrücke, dort paßte gerade ein Handwagen drüber. „Geht dorthin, da wird jetzt nicht viel kontrolliert, es geht ziemlich schnell.“ Unser Wagen hatte große Räder, es war der halbierte Leiterwagen, den die ersten zwei Tage größtenteils die Kuh gezogen hatte. Dann sahen wir etwas tiefer gelegen die Neißebrücke.

Jeder Wagen mußte an einen Hausgiebel fahren, eine große Tür stand weit offen. Immer wieder liefen Männer, Polen in Uniform, mit Bündeln hinein. Zwei Männer durchwühlten jeden Wagen und legten zur Seite, was sie wollten. Mutti griff nach einem weißen Tuch, das schon auf dem Stapel lag. Einer schlug mit dem Gewehrkolben auf ihren Arm. Der Kontrolleur mit der Schildmütze hielt immer wieder den Leuten ihre Ausweise und andere Dokumente unter die Nase, spuckte drauf, warf sie auf die nasse Erde und trampelte drauf. Neben ihm flackerte ein Feuer. Wenn er abwinkte, Richtung Brücke, sammelten alle schnell auf, was sie noch raffen konnten. Meine Mutter hat so unser Stammbuch gerettet.

„Dort neue Heimat“ riefen uns die polnischen Soldaten nach. Wohin sollten wir nun gehen? Die Amerikaner würden es doch nicht zulassen, daß Schlesien polnisch wird. Man mußte erst mal überleben, das wurde aber von Tag zu Tag schwieriger. Hier gab es keine leeren Häuser mit Kartoffeln im Keller. Die Gehöf-



te waren alle bewohnt, die Tore verrammelt. Wir waren durch den Spreewald gezogen und täglich immer langsamer geworden. Jeden Abend, wenn wir eine Feuerstelle, eine Pumpe und ein Dach suchten, hat es Streit und Kämpfe gegeben, niemand wollte die Vertriebenen aufnehmen. „Haben denn nur wir den Krieg verloren?“, sagte meine Mutter immer wieder und erhielt keine Antwort. Es war damals alles unfassbar, und das ist es auch heute noch, je mehr man darüber nachdenkt.

Wir waren immer länger hungrig und saßen oft erschöpft und ratlos im Straßengraben. Tante Berta sagte: „Ich habe mir jedes Haus gemerkt, wo wir abgewiesen wurden.“ Sie wollte ihnen wohl die Härte heimzahlen, die wir zu spüren bekamen.

Einige Tage lebten wir in einer Turnhalle in Vetschau. Die Menschen saßen neben ihren kleinen Wagen oder Karren. Mutti lag meist im Stroh, im Arm unseren kleinen Aluminiumtopf mit gekochtem Reis. Abends aßen wir davon nacheinander aus einem kleinen Henkeltöpfchen, das auch unser einziges Trinkgefäß war. Als der Reis alle war, wurden wir alle krank; die Erwachsenen sprachen von Ruhr.

Wir zogen weiter. Vater suchte immer wieder in seinem Conti-Autoatlas nach Wegen, wo weniger Russen sein könnten. Diesen Autoatlas besitze ich heute noch, die Straßen unserer Flucht, Rückkehr und Vertreibung habe ich rot eingetragen.

Westlich der Elbe sollten die Amerikaner sein, in diese Richtung zogen wir. Mit uns waren nur noch Tante Berta und Rußkes. An manchem Tag schafften wir wohl gerade die Entfernung von einem Dorf zum nächsten.

Eines abends saßen wir im Dorf Arenzhain, etwa 25 Kilometer von Finsterwalde entfernt, im Straßengraben. Es begann zu regnen; wir waren fix und fertig. Wir konnten nicht mehr weiter. Spät in der Nacht schoben wir den Wagen auf einen Bauernhof, wo die Stube über dem Kuhstall frei war. Eine Eisentreppe führ-

te von außen hinauf. Es standen mehrere Metallbetten darin. Der Bauer saß teilnahmslos in der Küche, seine Frau war vor kurzem gestorben.

Am nächsten Tag aßen wir dort alle Kartoffeln und Rühreier.

Danach kamen Russen und beschlagnahmten eine Kuh aus dem Stall. Die Tochter des Bauern schrie und weinte, meine Mutter sagte leise „aber wir haben alles verloren“.

Vater erfuhr, daß auf einem anderen Bauernhof ein Mann gesucht wurde, der die Ernte einbringen soll, der Bauer war in Kriegsgefangenschaft, der Altbauer konnte es nicht allein bewältigen. Mein Vater nahm die Stelle als Knecht an, damit wir endlich wieder etwas zu essen hatten und ein Dach über den Kopf bekamen und wohl auch, weil wir in Arenzhain endlich eine Aufenthaltsgenehmigung erhielten.

Heute ist für Ausländer eine Aufenthaltsgenehmigung oft das heißersehnte Dokument für das Bleiben in Deutschland, auch wir vertriebenen Deutschen aus Schlesien mußten damals in Deutschland um dieses Dokument betteln. Einen Ort zu haben, an dem man bleiben darf – wie selbstverständlich ist das für uns geworden. Deutsche können sich in jedem Ort Deutschlands niederlassen, erforderlichenfalls wird Wohnung und Sozialhilfe aus öffentlichen Mitteln gezahlt, ist das nicht eine großartige Errungenschaft, die wir gar nicht mehr schätzen?

Tante Berta und Rußkes fanden bei einem anderen Bauern Unterkunft.

Meine Eltern und meine neunjährige Schwester arbeiteten nun alle in der Getreideernte. Opa wurde zum Holzhacken eingesetzt. Bei der Kartoffelernte habe ich dann auch mitgeholfen.

Am ersten September wurde ich in Arenzhain eingeschult, ich war noch nicht ganz sechs Jahre alt, aber das spielte damals wohl keine Rolle. Ich bekam sogar eine Schultüte, welche die sehr freundliche und einzige Lehrerin des Ortes organisiert hat-

te. Die Bäuerin Winkler von der großen Wirtschaft gegenüber der Schule spendierte ein Kuchenblech voller Kekse für die beiden Flüchtlingskinder. Im Spätherbst wurden Rüben geschnitzelt, um daraus Rübensaft zu kochen, dies erfolgte ohne Maschine mittels Küchenmessern. Dabei hat sich meine Mutter verletzt; ihr Daumen entzündete sich, und es kam zu einer Knochenhautentzündung, wie wir erst viel später erfuhren. Mutti hatte wahnsinnige Schmerzen. Als kurz vor Weihnachten 1945 alle Pferde des Dorfes zur Registrierung nach Kirchhain bestellt wurden, legten sie Mutti auf Stroh auf einen offenen Wagen und nahmen sie mit. Eine Krankenschwester in Kirchhain erkannte die Blutvergiftung, die hinzugekommen war, und sagte: „Das muß heute noch geschnitten werden.“ Mit einem Güterzug fuhren meine Eltern nach Finsterwalde ins Krankenhaus. Vater kam nach zwei Tagen zurück und holte uns Kinder, weil Mutti uns noch einmal sehen wollte. Der Arzt wollte den Arm amputieren, aber Mutti wollte lieber sterben.

Als wir am ersten Weihnachtsfeiertag in Finsterwalde im Krankenhaus ankamen, war ihr Daumen amputiert und Mutti wimmerte nur vor Schmerzen. Im Krankenzimmer lagen viele Frauen mit noch schlimmeren Leiden. Sie hat uns später davon erzählt. Ständig wurden Schwangerschaftsabbrüche ohne Narkose vorgenommen. Oft war die Schwangerschaft so weit fortgeschritten, daß es für die Frauen um Leben und Tod ging. „Ich will kein Russenkind“ haben wir Kinder in diesem Krankenhaus gehört, ohne die Zusammenhänge damals zu verstehen.

Nach dem Krankenbesuch liefen wir in einer sternklaren Frostnacht zurück nach Arenzhain. Unterwegs bekam ich mein Weih-



*Mit meiner Mutter in  
Altkessel, 1943*

nachtsgeschenk: einen Taschenkamm mit etwas Seidenpapier. Mein Vater zeigte mir, wie man damit etwas Musik macht. So lernte ich „auf dem Kamm blasen“.

Ich habe später allen meinen vier Kindern einen Kamm mit Seidenpapier geschenkt, in der Hoffnung, daß sie auch etwas Spaß daran haben würden, ich habe damit aber bei ihnen kein großes Interesse wecken können. Man kann eben alles nur in seiner Zeit und den entsprechenden Umständen verstehen.

In den umliegenden Wäldern hatten die Russen Holzbaracken als Unterkünfte gebaut. Im Sommer 1946 verließen die Russen diese Holzbaracken, und die Baracken wurden verkauft. Mein Vater erstand auch eine solche Baracke und brach sie ab. Opa entnagelte die Bretter, Vater baute gleich einen Schuppen. Die restlichen Bretter ergaben einen ansehnlichen Stapel. Das war unser erster wesentlicher neuer Besitz, für meinen Vater eine Art Stammkapital.

Wie oft wir auch später umzogen – der Bretterstapel kam immer mit. Unser Kaninchenstall, unser Schweinestall und unsere ersten Möbel wurden daraus gebaut. Erst in den sechziger Jahren wurde das letzte dieser Bretter verbraucht.

Heute liegt in unserem Hausgarten, zum Leidwesen meiner Frau, ein Bretterstapel. Ich kann diesen Stapel nicht rational begründen, denn es gibt Bretter in Hülle und Fülle auf jedem Baumarkt. Aber wenn ich den Bretterstapel sehe, habe ich ein gutes Gefühl.

Im Juli 1946 fand im Dorf ein Kinderfest statt. Alle Kinder übten dazu etwas ein. Auf dem Dorfanger stand ein hoher Holzpfeiler, an welchem an einem oben angebrachten Ring richtige Würste hingen. Ich Sechsjähriger bin nicht ganz hoch gekommen, habe aber trotzdem eine Wurst bekommen. Wir konnten dann im Gasthof so viel Kuchen essen, wie wir wollten – so etwas bleibt in Erinnerung.

Mein Vater suchte nach dem Winter nach einer Beschäftigung in seinem Beruf. Dabei half ihm seine Schulfreundin Klara Keller, die auf dem Rittergut St. Ulrich in Mücheln (Geiseltal) bei Halle als Sekretärin arbeitete. Ihr Mann war Diener beim Baron von Helldorf im dortigen Schloß gewesen. Sie verschaffte meinem Vater die Stelle als Dachdecker auf dem Gut, das dem Baron von Helldorf gehört hatte und enteignet worden war. Der Baron war mit seiner Familie 1945 mit den Amerikanern in den Westen gegangen, das Gut wurde als sogenanntes Volksgut weitergeführt. Im Herbst 1946 sind wir mit einem Pferdewagen des Volksgutes von Arenzhain nach Mücheln umgezogen. Dort habe ich meine weitere Kindheit verbracht und die Schule bis zum Abitur besucht. Wir sind mehrfach im Ortsteil St. Ulrich umgezogen, von einer Bruchbude in die andere, wie mein Vater manchmal schimpfte. Sonntags trafen sich in unserer Küche Flüchtlinge aus der Heimat, sie sprachen in ihrem schlesischen Dialekt von der Heimat und den Erlebnissen der Flucht und Vertreibung.

1947 hatte unsere Mutter Tuberkulose und sie schwebte viele Wochen zwischen Leben und Tod. Wenn Tante Berta nicht gewesen wäre! Sie kam, und ging für uns betteln.

Schmerzhaft war es, als hergelaufenes Pack bezeichnet zu werden. Die offizielle Bezeichnung als Umsiedler mußten die Eltern als Hohn empfinden; ihren Schmerz um den Verlust der Heimat konnten sie nur in den eigenen vier Wänden zeigen. Das Schlesierlied „Kehr ich einst zur Heimat wieder“ habe ich nur in unserer Küche gehört.

Meine Eltern hatten nicht mehr die Kraft, in den Westen zu gehen, was so viele andere getan haben. Sie wollten nicht erneut ihr schützendes Dach und die wenigen Habseligkeiten verlassen und in einem Flüchtlingslager kampieren. Das kann ich heute gut nachvollziehen. Mutti, die voll arbeitsunfähig geschrieben war, und der Großvater hätten das wohl kaum überstanden.

Wolfgang Kupke

So war es uns Kindern beschieden, unseren Weg in der Ostzone und späteren DDR zu suchen und den Sozialismusversuch auf deutschem Boden bis zu seinem schmachvollen Ende mitzuerleben. Wir haben das Beste daraus gemacht, und haben alles in allem ein glückliches Leben führen können.

Die Zeit der Not hat uns bescheiden gemacht. Ich kann noch heute kein Stück Brot wegwerfen. Als 1992 die Flüchtlinge aus Bosnien nach Deutschland kamen, war das ganze damalige Erleben wieder da und die Hilfe selbstverständlich.

Am meisten hat wohl mein Großvater unter dem Verlust der Heimat und seines Bauernhofes gelitten. Einen Bauern von Haus und Hof zu verjagen, ist wohl mit das Schlimmste, was man einem Menschen antun kann. Er ist 1954 gestorben. 56 Jahre nach der Vertreibung habe ich Erde von seinem Hof in Schlesien geholt und auf die Stelle des Friedhofes in St. Ulrich gestreut, wo er begraben wurde.

## Mit 11 war meine Kindheit zu Ende



*Käte Schumann, 9 Jahre alt*

In Bunzlau/Schlesien wurde ich am 14. Februar 1934 geboren. Dort bin ich bis zur vierten Klasse in die Grundschule gegangen und danach bis zur Evakuierung, also ein dreiviertel Jahr, auf das Lyzeum. Ausgesucht für das Lyzeum wurde ich nicht nur wegen guter Noten, sondern wegen typisch arischem Aussehen – blond und blauäugig. So war ich, in Verbindung mit der Schule, in der BDM-Gruppe für Führeranwärterschaft. Davon war ich sehr begeistert und habe aktiv mitgemacht. Wir wohnten im Wirtschaftsgebäude einer Infanteriekaserne, die im Dezember 1944 als Lazarett umfunktioniert wurde. Zu diesem Zeitpunkt begannen für uns die Kriegseinwirkungen. Bis zu dieser Zeit habe ich nur theoretisch gewußt, was Krieg bedeutet. Täglich kamen Lazarettfahrzeuge mit Verwundeten, wir Kinder mußten und konnten nur mit Ausweis das Kasernentor passieren. Anfang Februar 1945 wurde dann unsere Schule geschlossen

Käte Schumann



*Kindergeburtstag 1940 in unserer Wohnung  
Ich sitze neben meinem Vater rechts.*

und ab dem 8. oder 10. Februar 1945 begann die Evakuierung. Wir Mädchen der BDM-Gruppe haben Zettel in die Häuser getragen mit dem Aufruf, die Stadt zu verlassen. Ich weiß nicht mehr, ob da die Zeit oder der Zug darauf standen.

Meine Familie, also meine Mutter mit mir und meiner Schwester, ist am 9. Februar 1945 mit einem Armeefahrzeug abends gegen 22 Uhr bis Löbau gefahren. Ich sehe es heute noch vor mir: Wir saßen alle drei neben dem Fahrer, und es war so kalt, daß die Bäume an der Straße wie Kristall glitzerten, und es waren Pferdewagen und laufende Menschen unterwegs. Auf dem großen Auto waren auf der Ladefläche alles Verwundete. Sie wurden in Löbau in einen Zug verladen, wir und viele andere Flüchtlinge in einen anderen Zug Richtung Chemnitz. Ich weiß es deshalb noch so genau, weil wir in Chemnitz Verwandte hatten und unsere Mutter mit uns dahin wollte. Der Zug fuhr jedoch nach Görlitz, und hier wurden wir in einer Schule untergebracht. Einen Tag waren wir dort, dann kamen wir wieder in den Zug und diesmal als Transport zusammengestellt nach Chemnitz. Wegen der Luftangriffe durften wir nicht aus dem Zug aussteigen, vor dem Bahnhof standen wir einen Tag. Es war gut organisiert. Wir bekamen zu essen und Transportverpflegung. Danach ging es mit dem gleichen Zug nach Dresden, hier kamen wir am 13. Februar 1945 gegen Morgen an. Eine Cousine meiner Mutter wohnte in Dresden, Gerichtsstraße 8, dort sind wir per



Straßenbahn gegen Mittag angekommen. Drei Familien unserer Verwandten aus Bunzlau und Liegnitz waren am gleichen Tag dahin geflüchtet. Da wir nicht alle unterkamen, wurden wir bei Familien anderer Hausbewohner untergebracht. Meine Mutter und wir beiden Kinder schliefen bei einer alten Dame im 4. Stock. Wie der Tag ablief, weiß ich nicht mehr, ich nehme an, wir haben ab Mittag geschlafen.

Gegen 20 Uhr holte unser Onkel alle Verwandten zusammen, und wir mußten, so wie wir waren, in den Keller. Sirenen heul-ten, und schon hörten wir die Bomben einschlagen. Ich hatte mein Nachthemd an, den Wintermantel darüber, Hausschuhe und meinen Schulranzen mit meiner Puppe, Schal und Mütze und dem Büchlein „Leitlinien des BDM“ – das waren auch die einzigen Sachen, die ich aus diesem Bombenangriff gerettet habe. Das Haus bekam einen Volltreffer, und alle haben die Mäntel und Schuhe ausgezogen und in die Wassertonne getaucht, dann wurden wir ziemlich organisiert durch einen Durchbruch auf die Straße gelenkt. Es war so heiß, taghell, und jedes Haus brannte. Auf der Straße war der Belag so heiß, daß wir einfach rennen mußten. Die Mutter hatte uns beide an den Händen, und wir sind in Richtung Elbe gerannt. Es war wie eine Massenflucht, und da riefen Männer, wahrscheinlich Luftschutzmänner: „Rennt raus aus Dresden!“

Wir wußten ja nicht Bescheid, so rannten wir den Menschen hinterher. Die Brücken waren mit „Christbäumen“ hell erleuchtet, und am Himmel waren rote und blaue Wolken. Da heulten schon wieder die Sirenen, und meine Mutter suchte ein Haus, das noch nicht brannte - es war eine große Villa. Von außen kamen wir in den Keller, aber es waren schon soviel Menschen drin, daß wir wie die Heringe aneinander standen. Mit meiner Schwester habe ich das vor Jahren noch mal versucht zu rekonstruieren. Es waren höchstens zehn bis fünfzehn Minuten, da

schrien die Menschen, die noch hinter uns standen, „Feuer, Feuer!“, und da lief der Phosphor die Kellertreppe runter, die Eisentür hat uns wohl davor bewahrt, im Keller zu verbrennen.

Es war wieder irgendwie organisiert, denn Männer riefen, es würden Durchbrüche geöffnet, alle sollten Ruhe bewahren. Und es dauerte auch nicht lange, so war ich an der Reihe und mußte zu einem großen Loch rausklettern, aber da kamen nur Kinder durch, und meine Schwester klammerte sich an meine Mutter, sie wollte nicht durch. Ich war draußen, sah wie die Kellertreppe Feuer runter lief, und nach mir kam keiner mehr.

Ich stand vor dem brennenden Haus und schrie nach meiner Mutter, ich weiß nicht mehr wie lange. Funken fielen auf meinen Mantel, und es war wieder so heiß. Ich bin dann, immer nach meiner Mutter rufend, Richtung Elbe gerannt. Eine Frau faßte mich an die Hand und sagte: „Komm, wir verbrennen sonst hier, ich suche auch meine Tochter, deine Mutter finden wir schon!“, und so rannten wir bis Laubegast.

In Laubegast hatte sie eine Freundin, und dort gab sie mich bei ihr ab; sie saß mit fünf oder sechs Kindern im Keller, und ich kam dazu. Es muß Mitternacht vorbei gewesen sein, ich hatte Geburtstag – einen, den ich nicht vergessen werde, und seitdem hab ich ein gespaltenes Verhältnis zu jedem Geburtstag. Am Morgen kam diese Frau und holte mich ab, wir wollten in die Stadt rein, um nach meiner Mutter zu suchen und sie nach ihrer Tochter. Von den Kindern bekam ich etwas anzuziehen. Es war immer noch so heiß, und der Himmel war hellrot, es war ein Feuersturm, der uns entgegen kam. Am Abend hatte ich schreiende und brennende Menschen in die Elbe springen sehen, und jetzt früh lagen viele Tote herum. Verkohlte Leichen wurden auf Berge getragen, es war unmöglich weiterzugehen. Wir hatten nasse Taschentücher vor dem Mund, aber die Augen brannten so. Die Frau drehte dann wieder mit mir um, denn Menschen,

die wir trafen, sagten, daß es nicht weiterginge und daß es überall noch brenne. Ich wurde wieder bei der Familie in Laubegast abgegeben, und die Frau, ich weiß ihren Namen nicht, wollte allein nach Dresden rein. Ich habe sie nicht wieder gesehen, aber sie hat es fertiggebracht, zu welchem Zeitpunkt weiß ich nicht, einen Zettel an die Mauerreste der Gerichtsstraße zu kleben mit der Anschrift, wo ich mich in Laubegast befinde. In einer fremden Stadt, bei fremden Leuten und die Vorstellung, daß meine Mutter und Schwester im Haus verbrannt sind; ich habe nur geweint. Ein älteres Ehepaar holte mich in Laubegast ab, sie sagten, sie wollten meine Großeltern sein und liefen mit mir nach Zachwitz.

Die Luftangriffe gingen täglich weiter, es wurden die Vororte von Dresden bombardiert. Wir saßen jede Nacht im Keller, und ich habe nur geweint und Angst gehabt. Sie wußten nichts mit mir anzufangen, und so wurde ich nach drei oder vier Tagen von einem Mann mit Armbinde und Parteiabzeichen abgeholt und zu jüngeren Leuten mit einem Kind gebracht. Es heulten wieder die Sirenen, und ich zuckte schon zusammen bei jedem Geräusch, das sich wie eine Bombe anhörte.

Bei dieser Familie war ich bis Ende März, da kam plötzlich mein Vater. Er suchte uns und hatte den Zettel an der Mauer des Nebenhauses gesehen. Da stand drauf: „Das Kind Käte Görlitz befindet sich in Laubegast bei Familie ...“, und so hat er mich dann über die Stationen Laubegast und Zachwitz gefunden. Er konnte mich nicht mitnehmen, da er mit der Heeresstandortverwaltung, wo er als Zivilangestellter eingezogen war, nur einen Zwischenaufenthalt in Dresden hatte. Aber er versprach mir, mich später zu holen. Er ging nochmals nach Dresden und hat an die Mauer der richtigen Straßenummer meinen neuen Aufenthalt geklebt. Die Dresdner Verwandten waren in Pillnitz auf dem Schloßberg untergekommen und drei weitere Familien mit meiner Mutter

Käte Schumann

und Schwester in Malschendorf bei Pillnitz. Diese Tante hatte schon mehrmals die Gerichtsstraße wieder aufgesucht, um restliche Habseligkeiten zu holen, hatte aber den Zettel nicht bemerkt, da er an einer anderen Hauswand klebte. So haben sie weitere zehn Tage später die Zettel meines Vaters gelesen und sind sofort nach Zachwitz gekommen. Sie haben mich gleich mitgenommen. Ich sah meine Mutter in dem Saal der Gaststätte auf einem Strohsack sitzen und vor sich hinstarren, sie sah mich an und begriff nicht, daß ich es war. Erst als meine Schwester und andere Verwandte mich umarmten, es dauerte noch lange, schloß sie mich in ihre Arme.

Ungefähr Ende April wurden die Flüchtlinge und Ausgebombten auf Quartiere aufgeteilt. Wir kamen zu der Bauernfamilie Müller. Sie mußten ein Zimmer abgeben, und gegessen haben wir alle an einem Tisch. Für mich war es auf dem Bauernhof wunderschön.

Dann kamen Panzer über Schönfeld angerollt, und wir haben uns in dem nahegelegenen Erdbeerfeld versteckt und konnten die anrollenden Fahrzeuge sehen. Der Bauer hatte ein großes, weißes Bettlaken aus dem Vorderfenster gehängt, und so hatte es fast das ganze Dorf gemacht. Die Panzer blieben auf einer Anhöhe stehen, und ein Dorfbewohner, es war ein alter Mann, ging mit einem weißen Tuch entgegen. Damit war der Krieg für uns erst mal vorbei. Viele Kinder, auch wir beiden Geschwister, brachten den russischen Soldaten was zu essen und zu trinken. Zwei Tage später war der Krieg offiziell beendet.

Da die Vororte von Dresden durch die Ausgebombten und die Flüchtlinge überfüllt waren, wurden wir aufgefordert, Malschendorf zu verlassen. Am 26. Mai 1945 sind unsere Familie, Vater war wenige Tage zuvor nach Malschendorf gekommen, und noch zwei Bunzlauer Familien nach Bunzlau zurückgelaufen. Wir hatten von dem Bauern einen großen Leiterwagen ge-

schenkt bekommen, und mit Verpflegung und dem, was wir so geschenkt bekamen, sind wir von Dresden-Malschendorf über Löbau, Görlitz, Lauban nach Bunzlau gelaufen. Auf diesem Weg wurde noch geschossen, und wir sind ständig in Deckung gegangen. Dann haben sie uns alles weggenommen, auch den Leiterwagen, und meinem Vater die Stiefel ausgezogen. Er hat sich dann von toten Soldaten in den Straßengräben welche wiedergeholt. Von dem, was wir fanden, haben wir gelebt. Alles, wie tote Pferde, Reste in den Kellern der verlassenen Häuser oder abgebrannten Höfen haben wir für unsere Mahlzeiten gebraucht. Um uns am Leben zu halten, haben wir richtig geplündert. Für die Nächte haben wir uns immer Schlafstellen gesucht, wo viele Menschen waren.

In Lauban waren beide Eltern erkrankt, wir mußten mehrere Tage dort bleiben. Ein russischer Arzt hat meinen Eltern geholfen. Hohes Fieber und Durchfall hatten viele Menschen. Es starben auch Menschen, die wir vorher in einem Nachtquartier gesehen haben. Einmal haben wir aus einer Regentonne Wasser nehmen müssen, wo eine Katze ertränkt war. Wir hatten den Leiterwagen nicht mehr, er wurde geklaut, und nun hatten wir einen alten Kinderwagen, der war auch nicht so schwer zum Schieben. In einem Dorf wurden wir nachts überfallen, wir mußten uns alle an eine Hauswand stellen, sie haben nach SS-Leuten gesucht. Manchmal wurden auch Frauen rausgeholt. Unsere Familie und unsere Bunzlauer Verwandten sind von den russischen und polnischen Soldaten, das war die nachziehende Front, gut behandelt worden. Die Ausnahme war in Görlitz an der Neißebrücke. Da wurde jeder wegen Faschisten durchsucht, die Männer, Frauen und Kinder getrennt, aber später alle wieder zusammengelassen. Wir hatten wieder viel Angst um unseren Vater. Als wir in Bunzlau ankamen, suchten meine Eltern eine Wohnung, wo wir wieder mit vielen Menschen zusammen waren. Mitten in der

Käte Schumann

Stadt war so ein verlassenes Haus, drei Wohnungen nahmen wir, zwei andere teilten sich andere ehemalige Flüchtlinge aus Oberschlesien. Gewohnt haben wir dort ca. sechs Wochen, es war sehr turbulent - ich war an Angina erkrankt, und wieder hatte mein Vater einen russischen Arzt aufgetrieben, der uns half. Wir wurden alle registriert und mein Vater am Bahnhof zur Toilettenreinigung eingesetzt. Das hat er ca. drei Wochen gemacht, dann mußten die Männer den Marktplatz von Kriegsresten reinigen. Die letzten Wochen, die wir dort waren, wurden unzählige Kuhherden durch die Stadt getrieben. Davon haben auch wir profitiert, denn es gab nichts zu essen, es sei denn, man organisierte es selbst, und so haben die Männer erschöpfte, liegengeliebene Tiere geschlachtet und verteilt. Wasser haben wir aus einem Ziehbrunnen mit Eimern und langen Stricken geschöpft. Jeden Tag haben wir in anderen Häuserkellern nach Eßbarem und Hausrat gesucht. Der Krieg hatte Bunzlau stark verwüstet, und unsere Wohnung in der Kaserne war durch die russische Armee besetzt. Nach sechs Wochen fuhr ein Militärfahrzeug ganz früh mit Lautsprecher durch die Stadt und forderte alle Deutschen auf, innerhalb von zwei Stunden auf dem Marktplatz zu erscheinen. Unsere Eltern packten wieder den Kinderwagen, hauptsächlich mit Eßbarem. Auf dem Marktplatz stand ganz viel Militär auf Fahrzeugen. Auf deutsch wurde erklärt, wir hätten die Stadt sofort zu verlassen, und wer bliebe, müsse die polnische Staatsbürgerschaft annehmen. Es setzte sich ein unendlich langer Zug wieder in Richtung Görlitz in Bewegung. Nach ca. acht Tagen waren wir wieder in Malschendorf. Die Rückreise war grauenvoll. Wir sind viele Strecken vor Angst und Hunger gerannt. Sie haben uns unterwegs immer Angst gemacht, wenn wir nicht schnell genug laufen würden, kämen wir nach Sibirien - keiner wußte, was das bedeutete, aber alle glaubten es. Die Plakate, auf denen der Russe das Mes-

ser im Mund hat, zeigten sich die Flüchtlinge gegenseitig. In Malschendorf angekommen, wurde uns erklärt, daß wir nicht bleiben könnten. Zwei oder drei Nächte haben wir wieder bei Bauer Müller geschlafen und sind dann per Einweisungsschein mit einem Schiff nach Riesa gefahren. Der Bauer wollte, daß ich dableibe, bis meine Eltern ein Bleibe hätten. Meine Eltern wollten das nicht, und so landeten wir in Riesa wieder in einem Aufanglager für Flüchtlinge; das war eine Turnhalle, Mann an Mann saßen wir auf dem Boden.

Ich weiß nicht mehr, was meine Eltern veranlaßte, mich nach Malschendorf zurückzuschicken. Es war sicher die tagtägliche Unsicherheit – wo geht es hin, woher was zu essen bekommen. Meine Eltern wurden nach Halle eingewiesen und waren ca. 14 Tage in einem Bunker untergebracht und wurden später nach Halle-Kanena, Keckstraße, verwiesen. Dort hatten sie ein sehr kleines, schmales Dachstübchen mit zwei Betten, einem Ofen und einem Schrank. Die Not muß so groß gewesen sein, daß sie froh waren, mich in guten Händen zu wissen. Mir ging es ausgezeichnet. Ich hatte das Zimmer für mich allein, genug zu essen, und in die Schule brauchte ich auch nicht. Ich lernte Kühe melken und buttern, ging mit den Erwachsenen aufs Feld und entdeckte meine Liebe für die Landwirtschaft. Der Bauer sagte immer: „Du brauchst nicht zur Schule gehen, du bist schlau genug, und wenn unser Sohn (er war damals 19 Jahre alt) aus dem Krieg zurückkommt, da haben wir gleich eine Bäuerin dazu.“

Meine Eltern wollten jedoch, daß ich zur Schule gehe, und so holte mich mein Vater Ende Oktober 1945 nach Kanena. Schularbeiten habe ich auf dem Fensterbrett gemacht, geschlafen haben meine Schwester und ich in einem Bett. Vor der Schule bin ich mit meiner Mutter und anderen Flüchtlingen aus dem Ort Kohlen klauen gegangen. In Kanena war ein sehr guter Bürger-

Käte Schumann

meister, er hieß Esser. Er unterstützte die Flüchtlinge, und so bekamen wir 1946 eine andere Wohnung in der Schulstraße. Es waren zwei Zimmer, eine Wasserstelle auf dem Hof und eine Toilette für uns allein.

Eigentlich war mit meinem 11. Lebensjahr auch meine Kindheit zu Ende. Bis dahin hatte ich eine sorglose und schöne Kindheit. Wir haben auf dem Kasernenhof reiten gelernt, sind mit den Skiern zur Schule gefahren, Schlittschuhlaufen und Schwimmen haben wir uns selber beigebracht. Als ich Anfang November 1945 in der Grundschule Kanena der 6. Klasse zugeordnet wurde, mußte ich vor der Klasse meine Erlebnisse erzählen.

Im Jahr 1998 hatten wir 50-jähriges Klassentreffen und Goldene Konfirmation, da haben mich einige ehemalige Mitschülerinnen gefragt, ob ich das mit dem Schlafen und der Angst vor Gewitter überwunden hätte (es war scherzhaft gemeint), aber es ist bis heute leider noch so. Wir hatten keine Psychologen – was unsere Eltern nicht fertig brachten, ist wohl für immer haften geblieben.

Wem soll ich heute für diese schreckliche Zeit verzeihen?

Für mich trägt nur dieser erbärmliche Zweite Weltkrieg die Schuld, und ich kann es den Amerikanern nicht verzeihen, daß sie wieder Bomben im Golfkrieg und in Jugoslawien abgeworfen haben, und noch schlimmer, daß Deutsche im Bundestag da zugestimmt und der NATO einen Freibrief gegeben haben.



## Von Mährisch-Ostrau nach Magdeburg



*Mit meiner Mutter 1941*

### Evakuierung und Heimkehr

Die nahende Front im Osten und die zunehmenden Bombardements der Städte waren Anlaß zur Evakuierung der deutschen Bevölkerung in Richtung Westen. Von Vitkovic bei Mährisch-Ostrau ging es im zeitigen Frühjahr 1945 nach Mährisch-Budweis. In einem kleinen Dorf in der Nähe von Budweis, in einer Schule, wurden wir in einem Klassenraum mit etwa 30 Personen, auf relativ harten Unterlagen liegend, für etwa 4 Wochen untergebracht. Von den Soldaten der nach Bayern abziehenden deutschen Wehrmachtseinheiten wurden wir aufgefordert, mit ihnen nach Bayern zu kommen. „In der Heimat erwartet Euch nichts Gutes“, wurde uns gesagt. Wir glaubten diesen Prophezeiungen aber nicht so recht. Sie behielten aber leider recht.

Gertrud Stiehl

Eines Abends erschienen plötzlich die sowjetischen Besatzer in der Schule und vergewaltigten mehrere Frauen brutal. Meine Mutter und ich (mit 14 Jahren noch wenig entwickelt) kamen mit dem Schrecken davon. Nachdem die Heimat nun schon von sowjetischen Truppen besetzt war, wollten meine Mutter und ich zurück nach Vitkovic. Unter schlimmen Umständen ging die Rückreise in die vermeintliche „immer noch Heimat“ vonstatten. Die Waggons der Bahn waren hoffnungslos überfüllt. Unser Koffer mit wenigen Habseligkeiten „ging verloren“. Ein Mitreisender wurde erschossen und aus dem Waggon geworfen. Eine wirkliche Schreckensreise. Zu Hause angekommen, fanden wir die Wohnung offen vor. Das Mobiliar war aber noch vorhanden. Einige Stunden nach unserer Rückkehr, ich befand mich gerade in der Wanne, um nach Wochen wieder einmal eine gründliche Reinigung zu vollziehen, bekamen wir „Besuch“ eines „Herren“ vom „Narodny Vybor“ (Staatliche Ortsverwaltung/Bürgermeisterei). Seine barsche Aufforderung: Morgen früh, mit Reisebekleidung und tragbaren persönlichen Sachen auf dem „Narodny Vybor“ melden! Die letzte Nacht in der heimatlichen Wohnung war damit angesagt.

Ins Lager „Nemecky“ (Deutsche)

Auf dem „Narodny Vibor“ waren wir nicht allein. Auch andere deutsche Bürger kamen mit ihren armseligen Bündeln an. Von dort ging es in ein Lager, das vorher von den Deutschen bereits für Gefangene genutzt worden war. Aus dem Lager heraus wurden wir täglich in kleinen Kolonnen zu Aufräumarbeiten geführt. An der Kleidung war, ähnlich den Kriegsgefangenen- und Judenkennzeichnungen, ein N (Nemec) zu tragen. Im Lager waren hunderte Menschen bei spärlicher Verpflegung und katastrophalen hygienischen Bedingungen zusammengepfercht.

Unser Glück war, daß wir unter der wenigen mitgenommen Habe ein Leinensäckchen mit Würfelzucker gefüllt, über alle Beschwerden hinweg, „durchbringen“ konnten.

„Heim ins Reich“

Nach mehrwöchigem Lageraufenthalt kam das Gerücht auf, daß wir nach Sibirien transportiert werden sollen. Eines Nachts war es scheinbar so weit. Wir wurden mit unserer bescheidenen Habe unter Bewachung zum Bahnhof eskortiert. In Güterwagen ohne Sitzmöglichkeiten, ohne Toilette, wurden wir eingesperrt. Auf der Fahrt war bald der Erste, ein älterer Mann, verstorben, den man „hinausbeförderte“. Im Morgengrauen nahmen wir eine gebirgige Landschaft wahr. Später erfuhren wir, daß dies die Böhmisches und Sächsische Schweiz war - also zum Glück bisher nicht ostwärts. In der Nähe von Cottbus war die Bahnfahrt erst einmal zu Ende. In einer Schokoladenfabrik gab es mehrere Übernachtungen. Von den Produkten der Fabrik war außer massenhaften Verpackungen für Schokolade nichts mehr vorhanden. Das Papier diente uns als Schlafunterlage. Irgendwann ging es mal wieder in Waggonen und dazwischen immer wieder in ewig langen Fußmärschen in die Randgebiete von Berlin. Bei den Fußmärschen konnten wir uns hin und wieder etwas „Eßbares“ aus den Feldern und Gärten „beschaffen“. Wer die Organisation hatte und die Richtung angab, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Aber behalten wollte uns scheinbar niemand - wir mußten also „immer weiter“. Die Richtung ging aber immer in den Norden. Nun war auch unsere „Eiserne Ration“, der Würfelzucker-Schatz, von dem wir täglich wenige Stücke verzehrten, aufgebraucht. Nach 2-3 Nächten auf dem Berliner Ostbahnhof ging es dann wieder mal per Waggon in nördliche Richtung. Während des Aufenthalts auf dem Ostbahnhof mußte ich unsere

## Gertrud Stiehl

Habe bewachen, während meine Mutter auf Betteltour um etwas Eßbares ging. Die Waggonen landeten dann in Neustrelitz. Dort wurden wir in Baracken untergebracht. Jeden morgen kam ein russischer LKW, der uns zum Arbeitseinsatz auf den Feldern eines großen Gutshofes brachte. Einmal täglich gab es dort eine „warme Mahlzeit“.

### Die Aufteilung

Eines Tages ging die LKW-Fahrt nicht aufs Gut, sondern nach Fürstenberg/Havel. Auf der Veranda einer Gaststätte wurde uns das erste Nachtlager angewiesen. Gleichzeitig teilte uns ein deutscher Behördenangestellter in 12 Personen große „Trecks“ ein. Am nächsten Tag ging es dann wieder auf Fußmarsch in die umliegenden Dörfer. Eine gute Handvoll „Umsiedler“, wie wir im offiziellen Zonenjargon genannt wurden, blieb mit uns in Steinförde. Natürlich wollte niemand von den Einheimischen Umsiedler aufnehmen. Also „Zuweisung“ einer schmalen Kammer über dem Stall eines kleinen Bauerngehöftes für unsere aus 4 Personen bestehende Gruppe. Unsere „Tätigkeit“ bestand, für fast ein Jahr, in Hilfsdiensten bei einer russischen Einheit (Geschirr spülen, Reinigen usw.), welche in einer kleinen Gaststätte untergebracht war. Dafür wurden wir in die spärliche Verpflegung der Soldaten mit einbezogen. Hier kamen uns unsere Kenntnisse der slawischen Sprachen (tschechisch und polnisch) zugute, die uns bald erlaubten, uns auch mit den russischen Soldaten zu verständigen.

### Hunger und Seuchen

Die Strapazen des Flüchtlingstrecks, mangelhafte Ernährung und Unterbringung, forderten ihren Tribut. Insbesondere der

Typhus grassierte unter uns. Viele Mitflüchtlinge wurden noch – ohne Aussicht auf Heilung – in das Krankenhaus Fürstenberg eingewiesen. Auch mich hatte der Typhus erwischt. Meine Mutter ging mit einer leeren Tasse bei den Bauern um etwas Milch für ihre kranke Tochter betteln. Hilfe kam von den ärmeren Bauern, die „großen“ hatten „selber nichts“. Ein russischer Offizier konnte Einfluss darauf nehmen, daß ich nicht ins Krankenhaus gebracht wurde. Mit Hilfe von zugesteckten Lebensmitteln aus der russischen Küche und einem, vom russischen Offizier, der Deutsch sprach, heimlich zugesteckten Medikament brachte mich meine Mutter durch die mehrwöchige, von hohem Fieber und quälenden Fantasien der durchlebten Flucht begleiteten Krankheit.

#### Ein eigenes Zimmer

Irgendwann geschah das Wunder, daß wir mit meiner Mutter zusammen ein eigenes kleines Zimmerchen in einem Einfamilienhaus zugewiesen bekamen.

#### Reparaturen

Die gesamte Bevölkerung wurde zur Beschaffung von Nutzholz – für die mit riesigen Waldbeständen gesegnete Sowjetunion – aus den umliegenden riesigen Forsten zum Arbeitseinsatz befohlen. Ich hing mit meinen 15 Jahren mehr an der großen Schrotsäge, als daß ich sie bewegen konnte. Aber es gab keine Ausnahmen.

#### Arbeit in der Siedlung der russischen Offiziere

Die gesamte Villensiedlung am Fürstenberger Röblinsee war für

## Gertrud Stiehl

die russischen Offiziere beschlagnahmt. Dort fanden meine Mutter und ich, dank unserer erworbenen Russischkenntnisse, bei einem General, dessen Frau aus Moskau noch nicht anwesend war, für ein weiteres Jahr eine Tätigkeit, die ausschließlich mit einem guten Essen abgegolten wurde. Dies war in jener Zeit jedoch wichtiger als eine Bezahlung in wertlosem Geld.

### Versuchte Familienzusammenführung

Mein Vater war 1933, also als ich drei Jahre war, verstorben. 1943 schloß meine Mutter eine zweite Ehe mit einem in Mährisch-Ostrau stationierten Soldaten. Durch die Evakuierung und den dazwischen liegenden Einmarsch der „Roten Armee“ verloren wir uns 1945 aus den Augen. 1947 hatte mein Stiefvater über das Rote Kreuz unseren Aufenthalt ermitteln können und suchte uns in Steinförde auf. Er wollte uns natürlich nach Heidelberg, wo er auch eine kleine Bleibe gefunden hatte, mitnehmen. Meine Mutter wollte die gerade mühsam beschaffte spartanische Behausung nicht so leichtfertig aufgeben und so wurde beschlossen, daß ich als 18jährige erst einmal mit nach Heidelberg zur „Erkundung“ reise. Ich war nach dieser Reise natürlich „Feuer und Flamme“, in diese Stadt umzuziehen, denn dort hatte der Aufbau doch schon einige Fortschritte gemacht, die wir in der „Zone“ noch nicht verzeichnen konnten. Meine Mutter konnte ich nicht überzeugen, ihre wenige Habe für einen ungewissen, nochmaligen Neuanfang aufzugeben. Wir blieben und die Ehe der Eltern wurde geschieden.

### Späte Berufsausbildung

In den kleinen Dörfern gab es außer in Forst- und Landwirtschaft kaum irgendwelche anderen Betätigungsmöglichkeiten.

Nach einer gescheiterten ersten Ehe, in der ich den Haushalt versorgte und die notwendigen Arbeiten zur Beschaffung zusätzlicher Lebensmittel aus Wald und Flur erledigte (Futterbeschaffung für eine „Kleintierzucht“ zur Versorgung mit Kaninchenfleisch, Eiern und Ziegenmilch), habe ich dann gegen Mitte der fünfziger Jahre eine Tätigkeit in einem Säuglingsheim in Fürstenberg/Havel aufgenommen und ließ mich zur Säuglingspflegerin ausbilden.

#### Erster Urlaub und Ortswechsel

1957 bekam ich erstmalig die Möglichkeit zu einem vom FDGB organisierten Urlaubsaufenthalt in der Sächsischen Schweiz. Dort lernte ich auf den zahlreichen Wanderungen durch die wunderschöne Umgebung meinen späteren Mann, der aus Magdeburg kam, kennen. Da ich mich schon vorher bei einer, mir von ihren Besuchen in Steinförde bekannten Oberschwester der Magdeburger Kinderklinik beworben hatte, lag es nahe, diese Bewerbung zu intensivieren und im Dezember 1957 meine neue Arbeitsstelle in der Magdeburger Kinderklinik anzutreten. Die Unterkunft war im Schwesternwohnheim der Kinderklinik möglich. Nach unserer Eheschließung 1960 konnten wir dann erst eine Rücklaufwohnung und ab 1965 eine Genossenschaftswohnung in Magdeburg beziehen. Als meine Mutter, die ihren Lebensunterhalt als Forstarbeiterin verdiente, ins Rentenalter kam, hatte ich die Möglichkeit, sie 1968 ebenfalls nach Magdeburg nachzuholen, wo sie bis zu ihrem Tode 1999 wohnte. In der DDR war es Tabu, über die Vertreibung öffentlich zu reden, wie es auch meinem Mann verboten war, über seine mehrjährige Inhaftierung aus politischen Gründen etwas verlauten zu lassen. Um so dankbarer bin ich, daß jetzt noch einige Zeitzeugen über dieses dunkle Kapitel der Geschichte berichten können.

Olga Teichert

## Ein Brief an die Mutter



Olga Teichert

Die überfüllten Flüchtlingszüge aus Grünberg (Schlesien) sind ohne Olga Teichert mit ihren drei kleinen Kindern abgefahren, da erreicht sie die Nachricht, daß noch ein Flak-Zug der Firma Beuchelt, wo der Bruder Fritz ihres Mannes arbeitet, mit Angehörigen von Firmenmitarbeitern Grünberg verlassen soll. Mit diesem Zug erreicht sie ein Flüchtlingslager in Gersdorf bei Chemnitz. Von dort schreibt sie am 11. Februar 1945 an ihre Mutter Ida Karst in Ilmenau:

Gersdorf am 11.2.45

Liebe Mutter!

Gestern habe ich nun die erste Post aus der „Außenwelt“ erhalten, und das war Dein lieber Brief, ich danke recht herzlich dafür. Ich war ganz erstaunt, daß es ein Brief war, bei uns war in letzter Zeit kein Brief erlaubt, nur Karten, sonst hätte ich schon



einmal ausführlicher geschrieben. Heute lasse ichs einfach darauf ankommen.

Den Brief, den ich in der letzten Woche vor unserer Abfahrt aus Grünberg schrieb, habt ihr sicher schon nicht mehr erhalten?

Nun will ich Euch erst mal schreiben, wie es kam, daß ich nicht nach Ilmenau fuhr.

In den ersten Tagen der Unruhe in Grünberg hatte ich mir ja noch vorgenommen, bis zu einer evtl. Evakuierung zu warten, weil – wie gesagt – ich erst mal der Käthe [Schwägerin, Frau von Fritz] versprochen hatte, sie nicht allein zu lassen, und weil wir vor allem sehr stark hofften, daß die Russen an der Oder aufgehalten würden. Der Kreisleiter hielt eine große Ansprache, er bürgt dafür, daß Grünberg nicht geräumt würde, wir sollten Ruhe bewahren etc., etc. und außerdem würde jeder Privatverkehr gesperrt.

Also blieb ja gar keine Wahl, wir mußten abwarten.

Aber von Tag zu Tag wurde unsere Lage bedrohlicher und ganz Grünberg und Umgebung war in Aufruhr, was man da alles gehört hat!

Da hatte ich mich nun doch entschlossen, wenn wir fortmüssen, zu Euch zu fahren, denn das große, große Elend, das an uns vorbeizog aus dem gesamten Ostraum, war fast unertragbar. Ich besprach mich dann mit der Käthe, die inzwischen ein Telegramm aus Fürstenwalde erhalten hatte, sie solle dorthin kommen. Nun war ich ja fein raus – denn das müßt Ihr doch ohne weiteres zugeben, es wäre doch bei Euch, weil alle Räume schon belegt waren, eine fürchterliche Wirtschaft entstanden (an Eure Büroräume hatte ich nicht gedacht), wenn wir plötzlich mit 9-10 Mann eingetroffen wären – dazu kam noch eine Frau mit Kind, eine sehr nette Bekannte, die mich auch bat, sich doch anschließen zu dürfen, weil sie niemanden hätte. Nun wollten wir es aber so machen, daß die Käthe nach Fürstenwalde fährt,

ich mit der Frau Hübner nach Ilmenau, die sollte sich dann gleich ein Quartier suchen, ein, zwei Nächte wäre es schon gegangen. Das war Sonnabend (27. Januar 45).

Sonntag früh hieß es plötzlich, die NSV [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt] erteilt Reisegenehmigungen denjenigen, die ein festes Reiseziel haben. Wir also los, d.h. Fritz hat alles besorgt, während wir zu Hause gepackt und gepackt haben, wieder in großer Unruhe, denn die Russen waren über die Oder hereingebrochen, wenn auch nur die Panzerspitzen an verschiedenen Stellen, aber der Gedanke langte uns schon zu! Ein Geschützdonner war zu hören, daß uns Angst und Bange wurde, dazu der Riesenaufmarsch an Militär, die Flüchtlinge auf allen Straßen und Bahnhöfen, es wird uns unauslöschbar in Erinnerung bleiben. Der Fritz rannte dann zum Bahnhof, holte uns auf Grund der Bescheinigung nun die Fahrkarten (die ich jetzt noch in der Tasche trage!) und schnell wurde alles Gepäck auf Schlitten verstaут, wir wollten es sofort aufgeben, während ein Zug erst am Montag früh 4.19 Uhr abfuhr, also wir mußten noch warten.

Die Zeit wollte ich benutzen, zu Hause alles, was man so verlassen mußte, zu verpacken und zu verstecken. Wir haben alle das Silber, Wertsachen, ach so vielerlei vergraben etc., damit es die Russen nicht plündern sollten, denn wir durften nicht viel Gepäck aufgeben und mitschleppen ging auch nicht, weil wir ja auf die Kinder so sehr aufpassen mußten, bei Abgang eines früheren Zuges sind 6 Kinder zerdrückt und zertreten worden!

Na also, wir wollten unser Gepäck gerade aufgeben, als es plötzlich hieß: Grünberg wird sofort geräumt, Privatgepäck wird nicht befördert, Privatzüge fallen aus (d.h. Zivilzüge für Privatreisende). Nun standen wir da mit unserer Kunst und konnten nur noch eins, der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Zu Hause kamen dann die Parteileiter und verlasen ihre Zettel: wir würden ortsgruppenweise aufgerufen, sollten Ruhe bewahren,

alle 2 Stunden führe ein Sammeltransportzug, wir sollten nur unbedingt fertig sein etc., etc.

Na ja, fertig waren wir ja. Es wurde Abend, wir kamen nicht dran, einzelne Familien gingen los ohne Aufruf, kamen zurück, gingen wieder, schlüpfen durch die Sperre, waren fort. Ich sagte allen, wir wollen doch Disziplin wahren, wollten geduldig warten, es können doch nicht alle auf einmal drankommen, am Bahnhof kam ja sowieso keiner mehr vor oder rückwärts, es war schon ein furchtbares Chaos.

Angezogen waren wir – wie die Russen selber! Alle in Hosen und dick ver mummt, weil es doch noch so kalt war und wir nicht wußten, wie lange und wie wir fahren würden, Viehwagen und offene Züge wurden eingesetzt und solche, die in Reparatur standen!!

Als uns das Warten zu lange dauerte, haben wir uns so, wie wir waren, mit Männerstiefeln etc. auf die leeren Matratzen gelegt und bis zum Morgengrauen gewartet. Aber noch kam kein Aufruf.

Plötzlich hieß es wieder, das Räumungsgebot würde aufgehoben. Einer sagte, warum wir denn noch weg wollten, ein anderer, warum wir noch nicht weg wären.

Bis es durchsickerte, der Russe ist schon in Tschicherzig über die Oder, das ist ein paar Kilometer von uns, und es auf einmal hieß, jeder solle zusehen, wie er fort kommt, keine Übersicht und Organisation mehr.

Und es waren bis Montagvormittag von Sonntagmittag ab nur zwei Züge ausgefahren (nicht – wie gesagt – alle zwei Stunden!!). Alles stand noch am Bahnhof, Kinder schrien, eine Kälte, es war schlimm.

Um zwei Uhr sollte nun wieder ein Zug abfahren, da sind wir gegen 12 Uhr auch zum Bahnhof und haben noch einmal bis 3 Uhr gestanden, weil der Zug, der früh 10 Uhr abfahren sollte,

## Olga Teichert



*Vater (im Kriegsurlaub), Mutter, meine Brüder, ich und Oma Ida (zu Besuch), Die Jacken und Mützen hatte meine Mutter selbst gestrickt von der Wolle, die Vater aus Norwegen mitbrachte, wo er bei Bergen stationiert war.*

noch immer stand, und in ihm eng zusammenstehend im Viehwagen die Leute! Und nun wurde es uns zum Glück, daß der Fritze noch bei uns war. Er hörte, Beuchelt (seine Firma) wollte einen Zug einsetzen für die Familien seiner Angestellten - und zwar war das ein Flak-Zug, der dort gebaut worden war und der nach Bautzen fuhr, wo die Geschütze aufgesetzt werden mußten. Ja, aber alles schon besetzt! Denn jeder Wagen hatte doch nur vorn ein kleines Kabinchen, je für die Flak-Besatzung. Aber Fritz ließ nicht locker, bis er noch eine Kabine erwischte, dahinein stopfte er uns allemann, also Käthe und ich mit 6 Kindern, Frau Hübner mit ei-

nem und dann kam noch eine Beucheltfrau mit zwei Kindern, also insgesamt 4 Erwachsene und 9 Kinder! Wir konnten uns kaum setzen, weil in einer Ecke noch ein Öfchen stand, das wir allerdings heizen konnten, es aber meist ließen, weil die Kinder drauf fielen etc. (manche Verletzung!) Na, wir waren aber jedenfalls drin im Zug, das Gepäck rings um den Flak-Bunker im eigentlich offenen Wagen. Um 5 Uhr, erst hieß es um 3 Uhr, sollte der Zug abfahren, wir waren wie erlöst als es soweit war, denn die Flüchtlinge, die über Tschicherzig gekommen waren, erzählten schon, sie hätten 14 Tote und viele Verwundete gesehen, so hat der Russe hinter ihnen hergeschossen. Das langte uns ja auch wieder zu!! Aber es wurde 5 Uhr, 6 Uhr, die Kinder konnten sich schon nicht mehr halten, stockfinster, 7 Uhr, 9 Uhr, wir

waren schon halb erstarrt. Aber das Warten ging erst richtig los 10 Uhr, 11 Uhr, 12, 13, 14, 15, 16, 17 Uhr, es war zum Wahnsinnig werden!! Aber als es 18 Uhr wurde, kam der Zug ins Rollen, wir hatten also 15 Stunden gewartet! Na, dachten wir, der Zug fährt ja durch, bis zum Abend halten wir es schon aus. Ja, Pustekuchen! Es wurde Abend und wieder Nacht, und wieder Morgen und Abend und wieder Nacht, und keine Menschenseele war da, die uns Auskunft gab oder auch nur einmal ein Wort sprach, wir waren wie verraten und verkauft. Mal fuhren wir ein Stück, dann standen wir wieder fest. Aber nicht etwa auf einem Bahnhof oder irgendwo, wo Menschen waren.

Wir dachten, einmal muß doch der Transportführer auch zu uns kommen – nichts.

Später erfuhren wir dann, daß der Zug gar keinen Transportführer hatte!! und der Lokomotivführer ins Blaue fuhr, erst auf Berlin zu, da bekamen wir wieder einen Riesenschreck. Aber er mußte auf großen Umwegen fahren und nutzte jedesmal ein Stückchen Gleis aus, das gerade frei war. Dann fuhr er aber wirklich wie ein Teufel los, daß wir uns ganz entgeistert festhielten, und wir hatten schon längst gedacht, daß mit unserem Zug ein Sabotageakt ausgeführt werden sollte, Verrat war ja in letzter Zeit auf der ganzen Linie. Es war uns wirklich sehr unheimlich.

So ging das nun, bis wir am dritten Tag dann gegen Abend (Donnerstag, den 1. Februar 45) endlich einmal auf einem Bahnhof (Glauchau glaube ich) standen und wir uns einmal einen Augenblick hinauswagten und einen Kreisleiter, der gerade da war, sprechen konnten. Hier erfuhren wir nun, daß wir gar kein gemeldeter Transport seien und infolgedessen auch in keine Verpflegung eingereiht wären. Für uns wäre auch nirgends Quartier vorgesehen und sie hätten auch gar keine Ahnung, wohin mit uns (wir waren ca. 400 Personen). Das war ja nun recht betrüblich für uns, aber wir waren schon glücklich, daß man

nun überhaupt erst einmal von unserer Existenz erfuhr und dachten halt, so ganz können sie uns nicht alle umkommen lassen. Nach vielem Hin und Her bekamen wir spät am Abend dann doch ein Töpfchen Graupen. Die Schilderung, wie es in den paar Tagen und vor allem Nächten in den Kabinen zuing, müßt Ihr mir ersparen, da es unmöglich ist, solches zu beschreiben!! Geschneit hat es auch noch Tag und Nacht, alles naß, dann geregnet, das war noch schlimmer. Wir sahen alle aus wie die Schornsteinfeger. Zu guter Letzt wurde uns dann noch an diesem Abend gesagt, daß wir noch weiter aushalten müßten, früh um 6 Uhr gab es Tee und Schnitten und inzwischen wollten sie sich wohl überlegen, was sie mit uns machen wollen. Also noch eine Nacht ohne Schlaf, ohne Lager und wir waren schon zum Umfallen. Aber es nützte ja alles nichts, und immer wars wieder doch noch ein klein wenig Humor, der uns über manches hinweghalf. Wir stellten uns vor, wir seien auf einer KdF-Fahrt ins Blaue und zwar zu einer Kur, die uns von allem Möglichen gründlich kurieren würde. Und so ging auch diese Nacht noch vorbei und am anderen Morgen erfuhren wir, daß wir nach Hohenstein kämen und dort per Straßenbahn verladen würden in ein Dorf, ca. 20 km von Chemnitz entfernt. Und so geschah es. Gegen Mittag waren wir in Hohenstein und nach ein paar Stunden Wartezeit im Freien – am Nachmittag fing es wieder zu regnen an – (unser Gepäck sah aus, besonders die Betten alle durch und durch naß, viele verfärbt etc., ich war ganz glücklich, daß meine Inletts farbecht waren!!) – also, nachdem wir den ganzen Nachmittag noch gewartet hatten, fuhren wir endlich in unser Sammelquartier bei Gersdorf, wo wir uns wirklich wohlfühlten nach solcher Vorkur! Nach 2-3 Tagen kam ich ja schon in mein Privatquartier, und bin nun „Eigenheimbesitzer“! Käthe wohnt auch neben mir in der Wohnküche. Kalt ist es überall und zu essen gibt es nirgends jetzt mehr viel, also was will ich mehr!

Ihr macht Euch ganz unnötig Sorgen um mich, ich freue mich nach wie vor meines Lebens, solange mein Männli lebt!

Ich hatte ja immer noch gedacht, von hier aus auch zu Euch oder nach Mühlhausen fahren zu können (in Fallersleben ist mir zuviel Alarm, aber hier auch! Die Angriffe in Chemnitz ließen unsere Herzen erzittern!!) Ich hatte mich vorgestern bei einem Bahnvorsteher erkundigt, der hat mir allerdings allen Mut genommen. Wenn ich Glück hätte, könnte ich so ab und zu einmal ein paar Kilometer fahren, müßte aber auch damit rechnen, daß ich irgendwo liegenbliebe. Ja, nun sagt selbst, soll ich das mit den Kindern riskieren? Was ratet Ihr mir?

Großes Pech war es ja für mich, daß ich meinen Reisekorb, den ich doch schon für Ilmenau gepackt hatte, nicht mitbekam, deshalb fehlt mir fast das Nötigste. Aber schickt mir nun doch bitte nichts, das ist ja doch alles gleichgültig, denn es geht ja jetzt nur darum, daß man das Leben fristet. Für kurze Zeit muß es schon mal gehen, und vielleicht werden die Verkehrsmöglichkeiten auch bald wieder besser, dann kann ich ja immer noch zu Euch oder woandershin fahren, vielleicht auch eher wieder nach Hause zurück als wir denken!!

Aber schreibt mir bitte einmal, was ich machen soll.

Ich habe ja nun viel geschrieben, könnt Ihr den Brief nicht auch an Rosi [Schwester] und Selma [Schwägerin] schicken, da wissen sie auch gleich Bescheid, warum ich jetzt nicht nach Thüringen kommen konnte. Und dann schickt der Letzte den Brief bitte schnell an Paul [Ehemann], denn dem habe ich nur wenig von all dem geschrieben, und zweimal schreibt man nicht gern dasselbe.

Aber nun lebt wohl, ein andermal schreibe ich weiter.

Herzliche Grüße an alle Lieben von  
Eurer Ola

Olga Teichert

P1: Was für eine Nachricht ist von Paul Lencer [Mann von Schwester Irmgard] da? Hat Herbert [jüngster Bruder] noch seine alte Nummer? Fein, daß er mal wieder daheim war! Wie ist's jetzt mit dem Alarm bei Euch? Ist Erfurt und Weimar sehr beschädigt? Habt Ihr Nachricht von Lina und Franz [Cousine mit Mann]?

P2: Liebe Traude [jüngere Schwester], Du machst Dir ja ganz unnötig Gedanken, ich wäre auch trotz der Anne gekommen, denn sie ist ja Heinzens [Mann von Traude] Schwester genau so wie ich die Deine bin. Ich freue mich wirklich, daß sie bei Euch eine Aufnahme gefunden hat. Vielleicht bleiben uns unsere Häuser erhalten, ob wir aber auch wieder zurück dürfen??

P3: An Emmi, Arthur [älteste Schwester mit Mann] und Irme [Schwester] einen extra Gruß. Wie geht es denn dem Hannerle [Tochter von Emmi]?

P4: Paul soll mir den Brief dann zurückschicken, ich möchte ihn aufheben für die Kinder mal später. Die Zukunft sieht für sie nicht rosig aus!

Anmerkung der Tochter Gisela, die die Flucht im Flakzug mitgemacht hat und in deren Besitz sich dieser Brief befindet:

Der Brief ist wirklich wunschgemäß über die Schwester Rosi und Schwägerin Selma in die Hände meines Vaters gelangt, der ihn offenbar zurückgeschickt oder aufgehoben hat. Meine Mutter hatte vor, zunächst in Gersdorf zu bleiben, weil die Wohnung ihrer Mutter in Ilmenau schon überbelegt war mit Flüchtlingen aus der großen Familie (sie waren 9 Geschwister, wobei die älte-



ren bereits verheiratet waren). Aber in den Apriltagen 1945 erhielt meine Mutter von ihrer Schwester Emmi einen Brief, daß ihre Mutter im Sterben (Krebs) liege und nur noch auf ihre Tochter Ola und die Kinder warte, ehe sie die Augen für immer schließen möchte, Ola möchte doch sobald als möglich heimkommen! Daraufhin machte sich meine Mutter mit meinen beiden älteren Brüdern (9 und 6 Jahre) und mir (4 Jahre) auf den Weg – trotz der Unsicherheiten und Angst



Olga Teichert mit ihrer Mutter  
Ida Karst

und traf aber wohlbehalten bei ihrer Mutter ein. Wenige Tage später starb dann meine Großmutter Ida tatsächlich, nachdem sie ihre Tochter und Enkel noch einmal hat sehen und sprechen können. Ihr Sarg wurde von ihren Töchtern (die Männer waren ja noch in Gefangenschaft) per Handwagen auf den Friedhof gebracht.

Die größte Freude für meine Mutter war es, als 1946 mein Vater, zwar abgemagert, aber wohlbehalten aus der Gefangenschaft zurückkehrte. An diesen Tag kann ich mich noch gut erinnern, wir wohnten damals noch mit anderen Verwandten im Hause meiner Großmutter. Später zogen wir in eine eigene Wohnung, und es kamen zu meinen beiden Brüdern noch zwei Schwestern hinzu. Ich durfte in Ilmenau eine behütete, glückliche Kindheit in einem sehr harmonischen Elternhaus verbringen.

Mich hat es dann nach meiner Lehre in Ilmenau und einem Ingenieurstudium im Thüringer Hermsdorf nach Meißen verschlagen. Von hier aus habe ich meine Eltern oft für mehrere Tage in Ilmenau besucht. Später, nachdem mein Vater plötzlich verstor-

Olga Teichert

ben war, zog meine Mutter nach Sonneberg, wo mein ältester Bruder mit Familie lebte. Wir haben anlässlich meiner Besuche auch viel über frühere Zeiten gesprochen, über Mutters Schulzeit und Jugend, wie sie meinen Vater kennengelernt hatte (er stammte aus Schlesien, hatte aber in Ilmenau studiert) und manchmal auch über die Nazizeit, die Judenverfolgung, den Krieg und über die Heimat. Sie wollte leider nicht mal mit mir zusammen nach Grünberg fahren, es würde ihr zu wehe tun, unser Haus, die Straße und vieles andere wiederzusehen, wo sie die neun glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Eines Tages erzählte sie auch von der Flucht von Schlesien nach Thüringen. Bei dieser Gelegenheit kramte sie in ihrem kleinen Schreibtisch und zog neben mehreren Feldpostbriefen meines Vaters auch den hier abgedruckten Brief heraus. Ich durfte ihn behalten und habe ihn damals (1991) mit großer innerer Bewegung gelesen: Was haben unsere Mütter doch damals erdulden, erleiden und ertragen müssen! Man kann diese Zeilen nur mit Bewunderung und nachträglichem Mitleiden lesen, auch wenn diese schlimmen Tage, Wochen und Monate schon über fünfzig Jahre zurückliegen.

Und man denkt unwillkürlich daran, dass es immer wieder – auch heute noch im 21. Jahrhundert – Gegenden auf der Welt gibt, wo immer noch mit Mitteln der Gewalt versucht wird, Macht- oder Landansprüche durchzusetzen und wo täglich viele Unschuldige unfreiwillig in die Auseinandersetzungen hineingezogen werden und viel Leid, Schmerzen, Gewalt und Terror erleiden müssen.

Deswegen dürfen solche Berichte nicht in Vergessenheit geraten, und deshalb war ich auch einverstanden mit der Veröffentlichung dieses privaten Briefes meiner Mutter.

Gisela Callwitz, geb. Teichert

## Tapfere Eltern



*Familie Teschke, Dezember 1944*

### Flucht aus Riesenburg

Am 21. Januar 1945, 13 Uhr, trat ich als erster mit kleinem Handgepäck vor unsere Haustür in Riesenburg. Ich war damals 8 Jahre alt. Mir folgten Willfried (7 Jahre) und Reinhard (5). Zum Schluß kam meine Mutter (36) mit Margret (2) an der Hand. Die Haustür wurde nicht abgeschlossen. Die Russen, so hieß es, würden verschlossene Haustüren als erstes eintreten.

Es war bitterkalt, es lag Schnee, aber es schien die Sonne. Ich sah nach rechts zur Chaussee nach Marienburg, an der der Bauernhof meines Schulfreundes Siegfried Mohnwitz 200 m weiter rechts lag. Die Straße war übersät von Frauen, die ihre Koffer auf Schlitten zogen und ihre Kinder an der Hand führten. Sie strebten alle dem Bahnhof zu. Der Räumungsbefehl war einen Tag vorher, am 20. Januar, gekommen. Zuerst sollten Frauen

und Kinder die Stadt verlassen, auf dem Bahnhof sollte ein Zug dafür bereitstehen. Letztmalig waren wir privilegiert: Herr Niederbäumer, ein Bekannter von uns, fuhr uns mit dem Auto zum Bahnhof, wo der Zug auf einem Güterabstellgleis stand. Dort war Chaos. Ich erlebte es hier erstmals, dann noch oft: Die ankommenden Leute stürmten den Zug, bestehend aus Personenzug 3. Klasse, der viel zu kurz war. Es galt uneingeschränkt das Recht des Stärkeren. Keine ordnende Hand war in Sicht: Kein Bahnpersonal, keine Polizei, keine Soldaten und natürlich keine Parteigenossen. Schreiend machten die Unterlegenen ihrer Empörung Luft. Herr Niederbäumer half uns beim Einsteigen und beim Verstauen unseres Gepäcks: Ein Riesenkoffer, völlig ungeeignet für die Flucht, da ihn einer allein kaum tragen konnte, ein großer Sack mit Betten, der sich am Anfang als sehr nützlich erwies, aber auch nicht von einer Person zu tragen war; sonst nur Handgepäck. Es gelang, drei Sitzplätze für uns fünf zu ergattern. Meine Mutter meinte später immer wieder, Herr Niederbäumer hätte uns angesichts dieser Verhältnisse wieder mit zurücknehmen sollen. Aber wie hätte er das tun sollen, wo er doch nicht wissen konnte, ob er selbst die Stadt noch irgendwie verlassen konnte. Auf der anderen Seite des Bahnhofs sah ich einen anderen Zug stehen. Er hat am nächsten Tag Familie Niederbäumer und alle anderen Nicht-Frauen und Nicht-Kinder in zwei Tagen bis ins Vogtland gebracht. Der Zug fuhr nicht ab. Im Abteil war es drückend heiß. Babys schriegen, meistens drei auf einmal. Die Frauen berichteten, daß sie plötzlich keine Milch mehr zum Stillen hatten; wahrscheinlich bedingt durch den Schock der plötzlichen Flucht. Neben uns saß die Friedhofsfrau mit ihren Kindern, die die Toten für die Bestattung vorbereitete. Sie wohnte in unserer Straße zwei Häuser weiter. Sie war völlig außer sich, schimpfte laut auf das System und sagte, sie wolle lieber wieder zurück zu ihren Toten.

Bald wurde es dunkel. Fahles Licht erleuchtete die Abteile. Die Kinder, auch meine Geschwister, schliefen ein, zum Teil auf dem Boden liegend. Als es ganz dunkel war, fuhr der Zug los, hielt aber immer wieder an. Gegen Mitternacht, ich war immer noch wach, hielt der Zug sehr lange. Eine Frau öffnete das völlig zugefrorene Fenster und las als Stationsnamen Dakau. Das war die erste Station von Riesenburg in Richtung Marienburg, 8 km von Riesenburg entfernt. Im Zug hatte es sich herumgesprochen, daß das Fahrtziel Stargard sein sollte. Meine Mutter dachte, damit wäre Pommersch-Stargard gemeint, und freute sich, weil wir dann etwas aus der Gefahrenzone herausgekommen wären. Leider war Preußisch-Stargard das Ziel, kaum 80 km von Riesenburg entfernt, auf der Westseite der Weichsel; wie sich bald herausstellte, ein völlig sinnloses Ziel.

Im Zug gab es keine Betreuung und keine Verpflegung, vor allem kein Wasser und keine Milch für die Babys. Kurz nach Dakau sangen die Frauen im Nachbarabteil ein frommes Lied: Das erste Baby war gestorben, Stunden später starb noch ein weiteres. Ich schlief dann auch ein.

#### Dreidorf, Kreis Preußisch-Stargard

Als meine Mutter mich weckte, war draußen früher Morgen. Wir waren am Ziel: Dreidorf, Kreis Preußisch-Stargard. Beim Aussteigen sah meine Mutter unseren Speicherarbeiter Grunwald, der unseren Zug in Rot-Kreuz-Uniform begleitet hatte. Da wir alle brennenden Durst hatten, bat ihn meine Mutter, uns etwas Wasser zu bringen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, hatte er in einem Kochgeschirr etwas Schnee aufgetaut. Er meinte, er müsse mit dem Zug zurück nach Riesenburg fahren, um weitere Flüchtlinge zu holen. Vor dem Bahnhof warteten Bauern mit großen, mit Pferden bespannten Schlitten, um die Angekommenen

Lothar Teschke

zu ihren Höfen zu fahren. Wir bekamen keinen Schlitten mehr ab und warteten endlos im Schnee. Zum Schluß lud uns der Bürgermeister, der die Verteilung leitete, auf seinen Schlitten und fuhr uns zu einem ganz abgelegenen Gehöft. Lange warteten wir draußen, während der Bürgermeister drinnen verhandelte, weil uns die Bauernfamilie nicht aufnehmen wollte. Dann aber konnten wir doch in ein kleines Zimmer mit zwei Betten mit Strohunterlage ziehen. Es war die Familie H. Ossowski, der Ort hieß Lonzwalde, Post Dreidorf. Nachts hörte ich, wie an die Fenster geklopft wurde und leise Gespräche geführt wurden. Es waren Partisanen der Umgebung, die von der Familie versorgt wurden. Da war klar, daß sie gezögert hatten, uns aufzunehmen. Am nächsten Tag ging ich mit meiner Mutter bei starkem Frost, aber Sonnenschein zum nächsten Ort, er hieß Ofen. Dort bekamen wir Lebensmittelkarten und konnten in einem Laden einkaufen. Wir trafen eine andere Familie aus Riesenburg. Ein Mädchen kannte ich aus der Schule. Es lachte und scherzte mit mir den ganzen Weg. Auf dem Heimweg verschlechterte sich das Wetter. Ein Schneesturm kam auf, ein eiskalter Wind blies uns ins Gesicht. Wir kamen an einer Hauptstraße vorbei (es war die Reichsstraße 1 Königsberg-Aachen), auf der auf spiegelglatter Fahrbahn endlose Trecks gen Westen strebten. Meine Mutter sagte: „Hoffentlich werden wir es mal nicht so schlimm haben wie diese armen Menschen“. Sie wußte nicht, was uns erwartete.

Weitertransport nach Putzig

Nach gut drei Wochen, wohl am 12. Februar, wie ich später rekonstruiert habe, wurden wir wieder abgeholt und weitertransportiert; und zwar genau nach Norden in die Stadt Putzig an der Danziger Bucht. Natürlich hatten wir gehofft, nun dieses Mal ins „Reich“ (so wurde in Ostpreußen immer Deutschland ohne Ost-

preußen genannt) zu kommen. Aber dieser Transport war noch sinnloser als der erste. Obwohl die Entfernung wieder nur knapp 100 km betrug, war die Fahrt endlos. Nachts standen wir Stunden auf dem Bahnknotenpunkt Dirschau. Es verbreitete sich das Gerücht, daß im Bahnhofsgebäude Butter verteilt würde. Und tatsächlich kamen einige Frauen nach einer gewissen Zeit mit Butterpaketen zurück. Pro Familie gab es ein halbes Pfund. Meine Mutter zögerte lange, bedrängt von meinen kleinen Geschwistern, uns nicht zu verlassen. Solch eine Szene sollte sich später bei ähnlicher Gelegenheit noch oft wiederholen: Meine Mutter war immer an uns gefesselt und kaum handlungsfähig; im Gegensatz zu Familien, in denen mindestens zwei Frauen waren. Nach Stunden des Wartens lief meine Mutter erst zum Lokomotivführer, fragte ihn nach der Abreise, die er natürlich auch nicht genau wußte, und kam dann mit dem Butterpaket zurück. Mir hat die Butter wegen der erlittenen Angst nicht geschmeckt. In Putzig wurden wir wieder auf Bauernhöfe verteilt. Wir kamen zum Bauernhof des Bauern August Jarmulewski in das Dorf Miruschin bei Strellin; und zwar in den Ortsteil Brünhausen, der nur wenige Höfe umfasste. Den Hof habe ich später mit meinem Sohn Ulf wiedergefunden. Wir stellten auch fest, daß der Ort nur 10 km von dem früher bekannten Ostseebad Habichtsberg entfernt liegt. Aber das wußten wir damals nicht. In dem einen Zimmer bei Jarmulewskis waren außer uns noch eine „ausgebombte“ Familie aus Berlin, die in Westpreußen vor dem Bombenkrieg Zuflucht gesucht hatten: Ein älteres Ehepaar und ihre Tochter; vielleicht 25jährig. Eigentlich herrschte auch hier wie in Dreidorf tiefster Friede. Wir bekamen wieder Lebensmittelkarten (am 14.2., wie im Führerschein meiner Mutter vermerkt ist) und kauften in Strellin ein. Aber das Dorf war etwas entfernt und für uns zu Fuß nur schlecht zu erreichen, weil hoher Schnee lag. Die Bauernfamilie war nett zu uns. Sie hatte fünf

Lothar Teschke

Kinder. Besonders lebhaft erinnere ich mich an die beiden Töchter Helena und Theresa, die aber schon 18 und 16 Jahre alt waren. Sie wurden uns zunächst als Helene und Therese vorgestellt, und das hatte seinen Grund: Strellin befand sich nämlich in der sogenannten Kaschubei, zwischen Hinterpommern und der Danziger Bucht gelegen. Die Kaschuben (sie spielen auch in einem GRASS-Roman eine Rolle) sind Slawen, fühlten sich aber damals weder als Polen noch als Deutsche. Sie „hingen ihren Mantel nach dem Wind“; notgedrungen: Als 1918 das Gebiet polnisch wurde, gaben sie vor, Polen zu sein, und wurden gegenüber den anderen in dem Gebiet wohnenden Deutschen natürlich bevorzugt. Als nach dem „Polenfeldzug“ 1939 das Gebiet wieder deutsch wurde, gaben sie sich wieder als Deutsche aus, beide Sprachen beherrschten sie ohnehin. Sie entgingen dadurch Repressalien durch das 3. Reich: Von der Frau des Lehrers von Strellin erfuhren wir, daß ihr Mann und mit ihm alle Lehrer und polnischen Angehörigen der Intelligenz des Gebietes schon Ende 1939 auf Nimmerwiedersehen abtransportiert worden waren. Auch sie hatte von ihrem Mann nichts mehr gehört. Die Bauernfamilie erwartete die kommenden Ereignisse ohne Furcht: Sie wollten sich wieder als Polen ausgeben.

Vergeblicher Weitertransport nach Westen

Wir müssen zunächst ungefähr drei bis vier Wochen bei Jarmulewskis gewesen sein. Dann sollten wir endgültig ins „Reich“ transportiert werden. Also wurden wir wieder nach Putzig gebracht. Dieses Mal bestand der Transportzug aus Güterwagen, deren Boden mit Stroh ausgelegt war. Wir gehörten zu den ersten Ankömmlingen und konnten uns mit unserem Gepäck eine schöne Ecke in einem Güterwagen aussuchen. Aber der Zug stand wieder endlos, und immer neue Leute stiegen ein, die sich



mit offener Brutalität selbst breiten Raum verschafften. Zum Schluß saß meine Mutter in der Mitte des Waggons, und wir alle lagen zu ihren Füßen. Damals lernten wir auch eine Juweliersfamilie aus Deutsch-Eylau kennen: Großmutter, zwei Töchter mit je zwei Kindern und eine große, geistig behinderte Tochter. Diese Familie hatte bei der Fluchtvorbereitung Uhren und Schmuck, so viel wie nur möglich, in die Kleidung, besonders in die Kindermäntel, eingenäht. Viel wurde später von den Russen gefunden. Einmal hat es uns auch aus schwieriger Situation gerettet. Zunächst aber zeichneten sich auch diese Frauen durch Brutalität aus. Und zu viert war ihnen kaum jemand gewachsen, schon gar nicht meine Mutter. Als der Zug nach einem halben Tag losfuhr, kamen wir zunächst gut voran, wahrscheinlich 200 km. Dann hielt der Zug immer öfter, und wir hörten Kampflärm, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer. Dann schob die Lokomotive den Zug rückwärts bis zum nächsten Bahnhof, und es hieß, die Russen hätten die Bahnlinie abgeschnitten, wir müßten wieder zurück. Völlig deprimiert wurden wir in Putzig wieder von Jarmulewskis abgeholt. Wir kamen mit den Berlinern erneut in unser altes Zimmer. Einmal gab es noch Hoffnung: Nach ein paar Tagen kam der Bürgermeister und fragte meine Mutter, ob wir von Gotenhafen mit dem Schiff ins „Reich“ wollten. Meine Mutter stimmte zu, und einen Tag später sollte uns ein Bus abholen. Dieser Bus ist nicht gekommen: Glück oder Unglück? Hätten wir zu den 40.000 Menschen gehört, die mit den Schiffen untergegangen sind oder zu den zwei Millionen, die die Überfahrt überstanden haben?

#### Ankunft der Russen

Dann kamen die Russen: Das kündigte sich dadurch an, daß eine kleine deutsche Einheit den Raum zwischen dem Ort Strellin

und unserem Bauernhof besetzte. Es gab einen kleineren Hügel in der Nähe des Hofes mit einer Kapelle, der das Gelände beherrschte. Dort gruben sich einige Soldaten mit ihrer Maschinengewehr ein. Die Soldaten waren noch jung und hatten große Angst. Als meine Mutter gegen Abend vom Einkaufen im Dorf zurückkam, fragte sie angsterfüllt ein Soldat: „Wohnen Sie dort hinten? Sind da schon die Russen?“ Dann rief uns der Bauer und zeigte uns im Westen einen Abhang einige Kilometer entfernt, der von der Abendsonne beschienen wurde. Dort liefen die Russen den Hügel in Scharen herunter. Sie waren klein wie Ameisen, aber ich konnte sie in ihren hellbraunen Uniformen gut erkennen. Des nachts kam der Bauer in unser Zimmer. Die Russen waren da. Er machte alle Fenster auf, denn auf dem Hof richteten die Russen eine Artilleriestellung ein. Wir mußten das Haus verlassen und auf dem Hof in einen Kohlenbunker gehen. Draußen sah ich das Aufblitzen des Mündungsfeuers aus der deutschen Maschinengewehrstellung. Die Russen schossen zwei Mal aus ihrer großen Kanone. Dann rührte sich drüben nichts mehr. Mit meinem Sohn Ulf habe ich den Hügel abgesucht. Die Laufgräben der Maschinengewehr-Stellung waren noch gut zu erkennen. Daneben waren zwei Gräber, von Gras bewachsen. Jemand hatte frische Blumen niedergelegt.

Nach ein paar Tagen mußten sich alle Flüchtlinge in der Schule von Miruschin versammeln. Das Gebäude ist mir in guter Erinnerung und sieht heute noch genauso aus. Zum letzten Male halfen uns die Töchter von Jarmulewskis beim Tragen unseres schweren Gepäcks. Das war schwierig, denn inzwischen war der Schnee getaut, und alle Feldwege, und zur Schule gab es nur solche, waren grundlos verschlammt. Die Stunden oder Tage in der Schule sind mir in grausiger Erinnerung. Wir lagen in dem großen Klassenzimmer inmitten unseres Gepäcks. Eine hochschwängere Frau aus Riesenburg bekam ihre Wehen. Sie

lag mitten unter uns und wurde ab und zu unter heftigem Stöhnen herumgeführt; von einer Frau aus dem Dorf, die ihr bei der Niederkunft behilflich sein wollte. Eine betrunkene und johlende Gruppe Russen, die an einem Tisch saß, übte Messerwerfen auf die Schultafel. Dabei versuchten sie immer, die Messer so knapp wie möglich über die dazwischenliegende Schwangere zu werfen. Dann kam das Kind in einem Nachbarzimmer zur Welt. Schließlich wurde uns der Befehl erteilt, die Schule zu verlassen und uns von der Ostsee, deren Lage wir gar nicht kannten, mindestens 30 km zu entfernen; zu Fuß natürlich. Alle mußten ihr großes Gepäck zurücklassen. Wir warfen unseren großen Koffer und den Sack mit den Betten in den Keller der Schule. Immer wieder rief die Frau mit dem neugeborenen Kind meine Mutter und bat sie, doch bei ihr zu bleiben und sie nicht mit den Russen allein zu lassen.

#### Fußmarsch nach Westen

Dann zogen wir los, eine Gruppe von ungefähr 30 Personen. Die Ausgebombten aus Berlin waren auch dabei. Ob die Gruppe einen Führer hatte oder ob jemand die Richtung angab, weiß ich nicht mehr. Wir schleppten uns auf aufgeweichten Feldwegen, aber auch über freies Feld dahin. Keiner von uns klagte. Am erstaunlichsten war das Verhalten von Margret. Sie lief an der Hand meiner Mutter und hielt das Tempo der Gruppe. Was wäre aus uns geworden, wenn sie nicht mehr weiter gekonnt hätte? Wir konnten sie ja nicht tragen, und die Gruppe war unser einziger geringer Schutz.

Die erste Nacht verbrachten wir in einer Kirche. Wir schliefen auf den Bänken, und über uns donnerten im Tiefflug Flugzeuge. Meine Mutter sagte leise: „Wenn sie doch eine Bombe abwerfen würden, dann wäre wenigstens alles vorbei.“

Einmal wurden wir von einer Gruppe Russen beschossen. Das Sirren der dicht vorbeifliegenden Kugeln ist mir in guter Erinnerung. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Einmal kamen wir zu einem großen Gut, das die Russen geplündert hatten. Sie hatten alle Betten aufgeschlitzt und aus den Fenstern geworfen. Die ganze Gegend war mit weißen Federn bedeckt. Auch der andere Hausrat lag überall herum.

Ich sah auch 100-Mark-Scheine, die niemand aufhob.

Nach einigen Tagen, ich habe keine Vorstellung mehr, wie viele es waren, kamen wir in einen Ort mit einer großen russischen Kommandantur. Wir wurden in einen kleinen Raum gesperrt. Als erstes kam ein einfacher russischer Soldat, durchsuchte systematisch alle unsere kleinen Handgepäckstücke und steckte alles ein, was ihm irgendwie wertvoll erschien; ein Vorgang, der sich später noch oft wiederholen sollte. Willfried hatte als Handgepäck seinen Schultornister, in den meine Mutter unsere wichtigsten noch verbliebenen Sachen und Dokumente gesteckt hatte. Es wäre reiche Beute für den Russen gewesen. Willfried hatte den Tornister zwischen den Beinen. Meine Mutter zwinkerte Willfried ständig zu, und ich sah, wie er den Tornister ganz langsam unter den Schrank schob, der hinter ihm stand. Willfried hat auch in späteren Situationen starke Nerven gehabt.

Nach dieser Durchsuchung kam der Kommandant, ein untergesetzter, aufgeschwemmter Hauptmann. Er hielt auf gebrochenem Deutsch eine Rede über die Faschisten. Er versprach uns, daß wir alle wieder nach Hause könnten. Dann goß er zwei Wassergläser voll Wodka und forderte den einzigen Mann unserer Gruppe, das war der alte Herr der ausgebombten Familie aus Berlin, auf, mit ihm darauf anzustoßen. Der alte Herr nahm einen kleinen Schluck und fiel davon fast in Ohnmacht.

Der Kommandant lachte und leerte sein Glas in einem Zuge.

## Rückfahrt nach Osten

Wir blieben einige Tage bei dieser Kommandantur. Wir schlie­fen in großen Räumen zusammen mit anderen Flüchtlingsgrup­pen. Nachts holten die Russen die jungen Frauen. Diese ver­suchten sich zu verstecken, hatten ihr Gesicht mit Ruß beschmiert und zerlumpte Sachen angezogen. Aber es nutzte al­les nichts: Die Russen schlugen sie mit ihren Gewehrkolben, bis sie mitkamen. Wenn sie Stunden später zurückkamen, weinten sie. Vorläufig war meine Mutter noch nicht betroffen. Eine junge Frau aus Deutsch-Eylau, die ihre Schwester mit zwei Kindern begleitete, machte aus dieser bösen Not eine „Tugend“: Sie „ließ sich mit dem Kommandanten ein“, wie meine Mutter sagte. Der Lohn folgte auf dem Fuße: Der Kommandant „schenkte“ ihr einen Planwagen und zwei Pferde, damit sie damit nach Hause, eben nach Deutsch-Eylau, fahren konnte. Sie konnte bestim­men, wer mitfahren konnte. Natürlich wollten alle mitfahren. Sie suchte sich zuerst einen alten Mann aus, der gut mit Pferden um­gehen konnte. Er wurde der Kutscher. Dann kam natürlich ihre Familie. Anschließend wurde die Juweliersfamilie ausgesucht, die auf anderen Wegen auch dort angekommen war. Das waren immerhin sieben Personen. Dafür hat sie bestimmt viele Uhren und viel Goldschmuck bekommen. Dann kamen die drei Perso­nen der ausgebombten Familie aus Berlin. Womit die sie besto­chen haben, weiß ich nicht. Damit war der Wagen voll. Meine Mutter flehte die junge Frau mehrere Male an, uns doch auch mitzunehmen, aber sie lehnte immer wieder ab. Wir hatten ja auch keine Dinge mehr zum Bestechen. Zum Schluß wurde doch noch ein Kompromiß ausgehandelt: Die beiden kleinen Geschwister sollten auf dem Wagen mitfahren, Willfried sollte neben dem Kutscher sitzen, meine Mutter und ich sollten zu Fuß hinterhergehen. So wurde dann auch verfahren. Die erste Zeit

geschah es öfter, daß der Wagen schneller fuhr, als wir gehen konnten. Wir hatten dann Mühe, den Wagen noch im Blick zu behalten. Das tat mit der Zeit dem Kutscher leid. Er setzte Willfried zu den anderen Geschwistern, nahm meine Mutter mit zu sich auf den Kutscherbock und schob ein Längsbrett des Wagenunterbodens etwas nach hinten, so daß ich hinten außerhalb des Wagens einen kleinen Notsitz hatte, von dem ich allerdings jederzeit herunterfallen konnte. Immer wenn der Wagen hielt, kam meine Mutter nach hinten gelaufen, um zu sehen, ob ich noch da war.

Aufregend und gefährlich waren die Straßenkontrollen der Russen: Der Kommandant hatte uns zwar einen „Propusk“ ausgestellt, eine Bescheinigung auf russisch für freie Durchfahrt, aber der nutzte nur wenig, denn meistens waren die kontrollierenden Russen betrunken. Einmal drohte ein randalierender Russe, alles kurz und klein zu schlagen, wenn er nicht sofort eine Uhr bekäme. Da konnte natürlich die Juweliersfamilie aushelfen und die drohende Katastrophe verhindern. Ein anderes Mal spannte ein betrunkenener Russe einfach ein Pferd aus und führte es weg. Wie viele Tage wir so gefahren sind, weiß ich nicht mehr. Hinten hatte ich einen guten Überblick und sah viele zerschossene und abgebrannte Dörfer. Einmal bogen wir kurze Zeit auf eine große Hauptstraße ein, die unser Kutscher sonst wegen der häufigeren Kontrollen möglichst vermied. Sie bot einen schrecklichen Anblick: Offenbar hatten dort Panzer Trecks links und rechts in die Straßengräben geschoben. Außerdem hatten dort wohl heftige Kämpfe stattgefunden. Ein toter deutscher Soldat mit furchtbarem schwarzen Kopf ist mir in Erinnerung geblieben. Ich war froh, als wir die Straße wieder verließen. Mit unserem einen Pferd kamen wir nur noch langsam voran.

Nach langer Fahrt auf einem sandigen Feldweg legte das Pferd sich plötzlich hin, wand sich in Krämpfen und starb. Unsere

Fahrt war zu Ende. Als erstes erschien ein russischer Offizier und wollte alle Frauen sehen. Er suchte sich die Tochter der ausbombten Familie aus und trieb sie mit seinem Revolver in ein nebenstehendes Haus. Ich höre sie noch schreiend ihren Vater um Hilfe rufen.

### Der Sommer 1945 in Hinterpommern

Wir waren am Rande des Dorfes Mackensen, Kreis Lauenburg, angekommen. Die Häuser waren menschenleer, aber unbeschädigt und vollständig eingerichtet. Die Bewohner waren in die Nähe des großen Gutes auf der anderen Seite des Dorfes gezogen, wo eine Kommandantur eingerichtet worden war. Dort waren sie nur den Drangsalierungen der dortigen Russen, nicht aber den durch das Land vagabundierenden ausgesetzt. Sie waren sehr damit einverstanden, daß wir in ihre Häuser zogen. Sie versprachen sich davon, daß ihre Häuser dann vielleicht nicht so leicht von den herumziehenden Russen geplündert oder angesteckt würden. So hatten wir für das folgende halbe Jahr wenigstens ein Dach über dem Kopf. Wir zogen zusammen mit Frau Günther und ihren zwei Kindern, sie war die eine Tochter der Juweliersfamilie, in das Haus von Frau Lietzow. Sie war Witwe, hatte zwei Töchter (Traudchen, 19 Jahre alt und Annemarie, 12 Jahre alt) und bewirtschaftete einen kleinen Bauernhof von vielleicht 10-20 Morgen. Das Dorf Mackensen liegt 8 km von Lauenburg entfernt, in der Niederung des Flusses Leba, der nach 20 km nördlich in den Leba-See fließt. Auf der schmalen Nehrung zwischen dem Leba-See und der Ostsee befinden sich die berühmten Wanderdünen, aber davon wußte ich damals natürlich nichts. Vom Hang hinter „unserem“ Haus hatte ich eine gute Aussicht über die Leba (1 km entfernt) hinweg auf die Hauptstraße und die Bahnlinie Lauenburg-Stolp (3 km entfernt).

An dieser Straße konnte man auch die Dörfer Lischnitz und Langböse erkennen. Ich glaube, daß unsere Irrfahrt von Miruschin bis Mackensen ungefähr 6 Wochen gedauert hat und daß wir Mitte April in Mackensen angekommen sind. Der Winter war vorbei, es wurde immer wärmer, wir brauchten nicht mehr zu heizen. Der größte Luxus war, daß wir nun sogar in Betten schlafen konnten, wenn auch mehrere Kinder in einem Bett.

Es gab zwei große Probleme: Die Ernährung und die Überfälle der Russen. Einzige Ernährungsgrundlage für uns war die Kartoffelmiete an „unserem“ Haus. Da meine Mutter wieder kochen konnte (Brennstoff war getrockneter Torf und „Schuchchen“, große Zapfen der Kiefern), gab es Kartoffeln in allen nur denkbaren Variationen, und wir konnten wenigstens nicht verhungern. Alle anderen Lebensmittel, vor allem Milch, mußten von den in der Nähe der Kommandantur gelegenen kleinen Bauernhöfen zusammengebettelt werden. Es stellte sich schnell heraus, daß ich der Schlechteste im Betteln war. Dadurch wurde ich zu einer ernsten Belastung für die Familie. Erwachsene bekamen meist grundsätzlich nichts, also hatte es keinen Zweck, daß meine Mutter betteln ging. Oft erfolgreich war das Gespann Reinhard-Margret. Wenn sie angeklopft hatten, blieben sie einfach nur stehen, hielten sich an der Hand und sagten nichts. Willfried suchte die zu bebettelnden Höfe nach etwa noch vorhandenem Vieh oder anderen Gesichtspunkten aus. Er bekam meistens etwas. Wenn wir dann alle nach Hause kamen und ich nichts bekommen hatte, gab es oft böse Blicke der Geschwister, denn ich wollte ja auch mitessen. Kritisch wurde die Situation, als durch die zunehmende Wärme die Kartoffelmiete zu faulen begann und im Garten von Frau Lietzow noch nichts reif war. Da half uns eine Frau mit ihrer alten Mutter. Sie hatten eine Kuh und gaben uns jeden Tag eine Flasche Milch. Einmal bekamen wir auch ein warmes Mittagessen vom Gut: Dort gab es eine zentrale



Küche für die Russen der Kommandantur. Es war streng verboten, Essen an Deutsche abzugeben. In der Küche arbeitete ein merkwürdig aussehender älterer deutscher Mann mit einer Nickelbrille. Wir nannten ihn Brillenaugust. An dem besagten Tag gab er uns etwas Suppe, nachdem er mit einem Sieb die zahlreichen herumschwimmenden Fliegen herausgefischt hatte. Es ekelte uns schon, aber der Hunger war stärker. Wochen später muß es zu großen Schwierigkeiten gekommen sein. Die Russen erschlugen Brillenaugust und warfen seine Leiche auf den Misthaufen des Gutes. Die wenigen Reste von Vieh, die bei unserer Ankunft noch da waren, wurden von den Russen bald erschossen. Das erging in den ersten Tagen einigen Ferkeln so, die noch herumliefen. Die Russen machten ein Lagerfeuer am nahen Bach und brieten die Ferkel am Spieß. Als sie abzogen, stellten wir fest, daß sie die Leber nicht gegessen hatten. Das war ein Fest: Meine Mutter briet uns die Leber, und wir wurden richtig satt. Es war die letzte Fleischmahlzeit dieses Sommers, an die ich mich erinnern kann. Einmal entdeckten wir ein einsames Huhn. Willfried verfolgte es ganz vorsichtig und lange. Schließlich kehrte er mit einem Ei zurück. Außerdem fand er dabei einen kleinen Sack Korn. Die Körner wurden in der Kaffeemühle zu Mehl gemahlen. So ging es wieder für ein paar Tage.

Das Schlimmste waren die Russenüberfälle. Offenbar hatten sich große Teile der Roten Armee jeder Befehlsgewalt entzogen und zogen plündernd und vergewaltigend, manchmal auch mordend, durch das Land. Wir sollten beim Kommandanten Bescheid sagen, wenn solch ein Überfall stattfand, damit man uns zu Hilfe käme. Einmal habe ich beobachtet, wie es Traudchen, die bildhübsche ältere Tochter von Frau Lietzow, die oft unter den Russen zu leiden hatte, auch versuchte. Sie schlich sich bei einem Überfall heimlich zur Kommandantur. Als längst alles vorbei war, kam sie mit einem Gefreiten zurück, der fragte, was

denn gewesen sei. Oft war ich hinter unserem Haus auf der mit Kiefern bestandenen Anhöhe und sammelte Schuchchen für unser Herdfeuer, da ich ja zum Betteln nicht viel taugte, und genoß den Ausblick über die Leba-Niederung. Wenn ich dann eine Staubwolke auf einem Feldweg sah, war höchste Gefahr im Verzuge. Meist kamen die Russen, oft von asiatischem Aussehen, blitzschnell mit Panje-Wagen, gezogen von kleinen Steppentpferden. Angekommen, sprangen sie von den Wagen, stürmten mit vorgehaltener Maschinen-Pistole in die Häuser und suchten vor allem nach Alkohol und Frauen. Die hatten sich auf meine Warnung hin meistens versteckt. Am schlechtesten verstecken konnte sich meine Mutter. Sie hatte Margret auf dem Arm und manchmal auch Reinhard an der Hand. So wurde sie oft eine Beute der Russen. Einmal hatte sie sich in höchster Not im letzten Moment mit Margret auf dem Arm in das Toilettenhäuschen auf dem Hof geflüchtet. Aber der Russe fand sie, trieb sie in die Scheune, und ich hörte ihr Schreien. Nie hat meine Mutter uns allein gelassen. Einmal forderte ein betrunkenere Russe von einem alten Mann, der zwei Häuser weiter wohnte, eine Flasche Wodka. Er hatte natürlich keine. Da erschoss ihn der Russe. Nicht immer gab es bei diesen Gelegenheiten Terror: Eines Abends fuhr eine Gruppe Russen vor und kam in unser Haus. Wir fürchteten das Schlimmste. Aber die Russen teilten uns mit, einige sprachen deutsch, daß sie bei uns essen wollten. Wir mußten eine große Tafel herrichten, sie brachten ihre Vorräte herein, und wir mußten sie bedienen. Zum Schluß wurde Wodka getrunken und gesungen. Sie verabschiedeten sich höflich und fuhren ab; unter Zurücklassung aller Reste! Noch tagelang haben wir davon geschwelgt.

Die Phase des zügellosen Terrors der herumvagabundierenden Russen dauerte bis Anfang August, so denke ich. Die Besitzer der Häuser kehrten nun zurück, und wir mußten enger zusam-

menrücken. Daß wir diese Phase alle lebend überstanden haben, ist vor allem der Stärke und der Kraft meiner Mutter zu verdanken. Immer wieder hörte man, daß ganze Familien zusammen Selbstmord begangen hatten: An einem schönen Sommertag, wohl Ende Juli, hielten russische Lastwagen in unserer Straße. Alle irgendwie arbeitsfähigen Leute wurden aufgeladen, von unserer Familie meine Mutter und ich. Wir wurden mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Meine Geschwister blieben fassungslos zurück. Doch die Fahrt dauerte nicht lange. Sie führte zur nahen Leba-Brücke, die Ende des Krieges gesprengt und von den Russen durch eine Behelfs-Holzbrücke ersetzt worden war. Als wir abgeladen wurden, sahen wir, dass sich an den Holzstreben der Brücke Leichen verfangen hatten, die offenbar flussabwärts getrieben waren. Die Leichen waren aufgedunsen und teilweise schon in Verwesung übergegangen. Ein süßlicher Leichengeruch verpestete die Gegend. Die Russen forderten uns auf, die Leichen aus dem Wasser zu ziehen und zu begraben. Das geschah dann auch: Ein großes Grab wurde gegraben und Seile an die Füße der Toten gebunden. Dann zogen wir sie aus dem Wasser. Dabei stellte sich heraus, daß meistens eine Frau mit mehreren Kindern zusammengebunden war. So waren sie offenbar in den Fluß gegangen. Ein alter Mann ordnete die Leichen im Grab, so daß wenigstens alle Köpfe an einem Ende lagen. Viele mußten sich übergeben. Ein Russe lachte darüber und sagte: „Deutsche werden doch wohl deutsche Frauen und Kinder begraben können.“

Jahrzehnte später bin ich über die Brücke gefahren. Immer noch packte mich das nackte Grauen, als ich auf die Stelle des Grabes sah. Wir hatten großes Glück, daß wir nicht an Krankheiten gestorben sind: Relativ harmlos waren noch die vielen Geschwüre, die, offenbar durch die einseitige Ernährung und den Hunger, an allen Stellen des Körpers, vor allem aber zwischen den

Fingern, auftraten. Die Geschwüre eiterten zum Teil stark. Natürlich hatten wir keine Salbe und kein Verbandsmaterial. Mit alten Kleiderfetzen wurde verbunden. Eine alte Frau riet uns, Blätter des Breitwegerichs aufzulegen. Das war ein guter Rat: Am nächsten Morgen hatte der Breitwegerich den Eiter aufgesogen und war vertrocknet. Wenn man das mehrere Tage machte, heilten die Geschwüre.

Eines Tages, es muß im Juli gewesen sein, bekam Reinhard hohes Fieber. Sein ganzer Körper bedeckte sich mit rosa Flecken. Schon bald verlor er das Bewußtsein und phantasierte nur noch laut vor sich hin. Die Diagnose war sogar mir klar, schon viel hatten wir darüber gehört. Er hatte Fleck-Typhus, und das war fast das sichere Todesurteil. Meine Mutter und ich liefen zur Kommandantur, um den Sanitätsoffizier zu suchen, von dem wir glaubten, daß er eventuell noch helfen könnte. Wir fanden ihn in Begleitung einer deutschen Krankenschwester. Meine Mutter faßte sich ein Herz und trat auf ihn zu. Ich hörte von ferne mit. Meine Mutter schilderte Reinhard's Krankheit und bat ihn zu helfen. Die Krankenschwester übersetzte. Da wollte er sich abwenden. Da fiel meine Mutter auf die Knie und flehte ihn nochmals an. Brüsk wandte er sich ab und ging. Völlig verzweifelt gingen wir nach Hause zu Reinhard's Bett. Da sahen wir den Offizier auf dem Fahrrad am Fenster vorbeifahren. Nach zwei Stunden kam er wieder zurück. Er war völlig durchgeschwitzt, da es sehr heiß war. Offenbar war er in Lauenburg gewesen. Er brachte Pulver in kleinen braunen Tütchen und zeigte meiner Mutter auf seiner Uhr die Zeiten, wann Reinhard sie bekommen sollte. Das war die Rettung. Langsam, ganz langsam wurde er gesund. Die Krankenschwester erzählte uns später, daß der Offizier Jude sei und alle seine Angehörigen von den Deutschen umgebracht worden seien. Besonders zwei Russen erkundigten sich immer wieder nach Reinhard's Genesung. Das waren Iwan und Klaus.

Die Russen hatten auf den weiten Wiesen der Leba-Niederung vor unserem Haus alle Pferde der Umgebung zusammengetrieben. Später wurden die Pferde dann geschlossen abtransportiert. Iwan und Klaus waren gewissermaßen Horse-Boys, sie hatten auf die Pferde aufzupassen. Da sie sehr kinderlieb waren, hatten sie schnell mit uns Freundschaft geschlossen. Sie setzten uns auf die Pferde und ließen uns reiten. Reinhard hatten sie besonders gerne, sie nannten ihn Kommandant. Als er krank war, fragten sie immer wieder nach ihm: „Kommandant, immer noch krank?“ Einmal brachte Iwan ihm in einem Tütchen seine Zuckerration, dunkelbrauner zerstoßener Kandiszucker, und wünschte alles Gute.

Einmal ging ich mit meiner Mutter nach Lauenburg. Es sollte anscheinend etwas für Reinhard eingekauft werden. Frau Lietzow gab uns zwei Oberhemden von ihrem verstorbenen Mann mit. Ich war völlig überrascht, auf den Straßen der Stadt reges Leben und offene Geschäfte vorzufinden. Alles war aber polnisch. Lauenburg hieß nun Leborg. Auf dem Bahnhof fuhren Züge ab, und die Schaffner trugen polnische Uniformen mit dem charakteristischen polnischen Käppi. Wir verkauften die Oberhemden in einem Geschäft für je 25 Zloty und kauften dafür das Gewünschte ein. Vier Zloty blieben übrig. Dafür kauften wir zwei Bonbons für Reinhard.

Im Juli besserte sich die Ernährungslage, denn das erste Getreide auf den Feldern wurde reif. Es wurde mit Sensen und Sichel geschnitten, da keine Pferde oder Trecker für die Erntemaschinen mehr da waren. Anschließend wurde das Getreide mit dem Dreschflegel auf der Tenne ausgedroschen. Auch ich lernte das Dreschen mit dem Dreschflegel. Dabei befand sich am Ende einer Stange ein beweglich angebrachtes schweres Holzstück, das in rotierende Bewegung zu versetzen war und rhythmisch auf die Garben aufschlug. Mein Lohn war etwas Getreide. Bis dahin

waren wir in Mackensen von allen Nachrichten abgeschnitten, nur Gerüchte gab es in Fülle. Oft hörten wir Kanonendonner. Dann hieß es regelmäßig: Die Deutschen kommen wieder. Aber schon Anfang Mai, so denke ich, war einmal ein betrunkenere russischer Offizier mit einem krummen Säbel auf unseren Hof geritten gekommen und hatte immer wieder gerufen: Woina kaputt (der Krieg ist aus). Einmal erzählte uns eine Frau, daß sie in Lischnitz, dem 3 km entfernten Dorf an der Hauptstraße, einen Gottesdienst besucht hätte. Der Pfarrer hätte, wie es damals üblich war, auch Suchmeldungen verlesen; auch, daß ein Walter Teschke seine Frau und vier Kinder suche. Welch unglaublicher Zufall! Da wußten wir, daß mein Vater den Krieg überlebt haben mußte. Eines Tages, wohl im Juni, marschierte ein langer Zug deutscher Kriegsgefangener durch unsere Straße. Vor unseren Häusern machten sie eine Pause, und wir gaben ihnen Wasser zu trinken. Ein Soldat setzte sich zu uns an die Pumpe, und wir erzählten ihm, wie es uns ergangen sei. Er war sehr überrascht und sagte, daß sie von den Russen gut behandelt worden seien. Auch sei ihm nie etwas weggenommen worden. Zum Beweis zeigte er uns seine Uhr.

Eines Tages, wohl im September, kam der neue polnische Bürgermeister mit einer Gruppe junger polnischer Männer, sie waren aus Galizien. Er wies jedem Polen einen Hof als Eigentum zu. Wie zum Beweis der neuen Besitzverhältnisse mußte unser Nachbar, der alte Tischlermeister Domröse, aus Holz neue Hausnummern anfertigen und an den Häusern anbringen. Frau Lietzow versuchte gleich, mit „ihrem“ Polen zusammenzuarbeiten. Vor allem wollte sie Wintergetreide aussäen, um, wie sie sagte, „nächstes Jahr eine Hungersnot zu verhindern“, aber ihr Pole hatte von Landwirtschaft keine Ahnung. So wurde nichts ausgesät, und da das überall so war, kam die Hungersnot 1946, wie ich hörte, tatsächlich. Dafür organisierte Frau Lietzow selbst,

daß der Torfvorrat für den Winter erneuert wurde. Dabei habe ich mitgeholfen: In der Leba-Niederung gab es ein Gebiet, das stark vertorft war. Dort hatte Frau Lietzow eine kleine Wiese, auf der jedes Jahr Torf gestochen wurde. Sie engagierte zwei alte Männer, die gegen Lebensmittel die schwere Arbeit des Torfstechens übernahmen. Mit einem speziellen Winkeleisen wurden prismatische Stücke mit quadratischer Grundfläche herausgeschnitten. Die Grube wurde bis zu zwei Meter tief. Zum Schluß enthielten die Torfstücke viel Wasser, und es war sehr schwer, sie aus der Grube herauszuheben. Wir Kinder schichteten die Torfstücke zu kleinen Haufen, aber so, daß sie gut trocknen konnten. Etwas Essen haben wir auch dafür bekommen. Es wurde nun langsam Herbst, und es gab immer mehr Gerüchte, daß das Land nun polnisch wäre und wir, die Flüchtlinge, abtransportiert werden sollten. Zunächst aber bekam Margret, die bisher alle Strapazen erstaunlich gut überstanden hatte, eine kleine Eiterbeule auf dem Kopf. Das beunruhigte uns nicht weiter. Wir legten wie üblich Wegerich auf, und da die Stelle schlecht zu verbinden war, setzten wir ihr des Nachts eine Mütze auf. Der Wegerich half aber dieses Mal nicht. Statt dessen wuchs und wuchs die Beule und wurde ganz gelb, bis sie tatsächlich Faustgröße erreichte. Margret trug nun ständig eine Mütze, schon um die Beule zu verbergen. Wir hatten alle große Angst um Margret. Meine Mutter fürchtete, daß der Eiter in das Innere des Kopfes eindringen und Schlimmes anrichten würde. Aber plötzlich hörte das Wachsen der Beule auf, und ganz allmählich schrumpfte sie. Auf der großen gelben Kreisfläche ihres Kopfes wuchsen noch lange keine Haare.

Abtransport aus Pommern

Gegen Ende September wurde meine Mutter ernstlich krank. Sie

bekam hohes Fieber und starke Halsschmerzen. Das hatte sie manchmal schon in Riesenburg gehabt. Frau Lietzow pflegte sie und kümmerte sich um uns. Ein paar Tage später, am 7.10., wurden wir Flüchtlinge aus dem nunmehrigen Polen ausgewiesen. Wegen der Krankheit meiner Mutter wurde uns eine Woche Aufschub gegeben. Obwohl danach meine Mutter immer noch krank war und weiter hohes Fieber hatte, wurden wir mit unseren wenigen verbliebenen Habseligkeiten nach Lauenburg zum Bahnhof gebracht. Das geschah am 13.10. Es war schon empfindlich kühl, so daß wir wieder unsere Wintersachen anziehen mußten. Eine alte Frau half uns mit ihrem Handwagen am Bahnhof. Da kam plötzlich ein polnischer Junge angelaufen, nahm ihr den Handwagen weg und lief mit ihm davon. „Wir sind hier jetzt völlig rechtlos“, sagte resigniert die Frau zu meiner Mutter. Der Transport erfolgte mit Personenwagen. Unterwegs wurde unser Zug von einer polnischen Räuberbande überfallen. Ich stand am Fenster und konnte alles gut beobachten. Als der Zug in einer Kurve langsam fuhr, sprangen die Räuber auf und verteilten sich auf die Abteile. Zwei Räuber kamen in unser Abteil, einer drohte mit einer Pistole, der andere stopfte alles nur Brauchbare in Säcke. Meine Mutter zwangen sie, ihren Wintermantel auszuziehen. Vor Fieber zitternd, saß sie nun auf ihrem Platz. In einer weiteren Kurve sprang der eine Räuber mit einem Sack ab. Dann hielt plötzlich der Zug, und polnische Miliz stieg ein. Der andere Räuber setzte sich mit seinem Sack zwischen uns, um ganz unauffällig zu wirken. Der durchkommende Milizoffizier fragte uns, ob wir irgendjemanden Fremden gesehen hätten. Niemand sagte ein Wort, aus Angst vor der Rache der Räuber. Da faßte sich meine Mutter ein Herz und zeigte dem Offizier den Räuber. Er wurde abgeführt, und die Leute erhielten ihre Sachen zurück. Aber der Mantel meiner Mutter war in dem anderen Sack. Kurz vor der Oder hielt der Zug, und wir mußten



aussteigen und den restlichen Weg über die Oderbrücke bis zum nächsten deutschen Bahnhof zu Fuß gehen. Dabei trafen wir eine Frau aus Riesenburg. Sie hatte gerade ihr Kind, das in dem Zug gestorben war, auf dem Acker begraben.

### Fahrt nach Berlin

Wir fuhren dann bis Neubrandenburg. Meine Mutter glaubte, in dem Dorf Zirzow ihre Mutter zu finden. Die Stadt Neubrandenburg machte einen gespenstischen Eindruck. Ein Teil der Häuser war zerstört, bei einem anderen Teil waren die Eingangstüren mit Brettern vernagelt. Es hieß, das wäre wegen der Seuchen notwendig; Typhus ginge um.

Zirzow liegt 10 km von Neubrandenburg entfernt. Wir liefen zunächst auf einer Hauptstraße und bogen dann in eine Nebenstraße ab. In Zirzow sagten uns die Leute, daß meine Großmutter dagewesen, aber längst wieder weitergezogen wäre (wie sich herausstellte, vor fast einem halben Jahr). Darauf entschloß sich meine Mutter, die Schwester ihrer Mutter, Tante Klara, in Berlin aufzusuchen. Uns graute vor dem Rückweg nach Neubrandenburg. Aber auf der Hauptstraße hielt ein Russe mit seinem Lastwagen und nahm uns bis zum Bahnhof mit. Unser Elend muß ihn gerührt haben. Auf dem Bahnhof hieß es, es sollte bald ein Zug nach Berlin kommen. Aber erst nach ein paar Stunden kam er. Er war völlig überfüllt. Die Menschen standen draußen auf den Trittbrettern und saßen oben auf den Dächern. Zwei Mal liefen wir erfolglos den Zug auf und ab. Dann hatten wir wieder einmal Glück: Aus dem Fenster eines Abteils sah ein russischer Offizier mit seiner Frau. Sie ließen nur Leute ins Abteil, die ihnen gefielen. Der Frau gefiel Margret in ihrem weißen finnischen Eisbärmantel. Da durften wir alle einsteigen und hatten reichlich Platz aber einen furchtbaren Hunger, da wir lange

nichts gegessen hatten. Das Offiziersehepaar hatte auch eine vornehme alte Dame ausgesucht. Sie fing an zu essen. Wir umstanden sie mit offenem Munde. Durch den Hunger habe ich mir alles gemerkt: Zuerst breitete sie ein weißes Tuch auf die Bank. Dann holte sie aus der Tasche zwei Weißbrotstullen. Die eine bestrich sie mit herrlicher Konfitüre und aß sie langsam auf. Dann bestrich sie die andere Stulle mit Leberwurst und aß sie noch langsamer auf. Dann packte sie alles sorgfältig ein und legte zum Schluß das zusammengefaltete Tuch in die Tasche.

In Berlin waren furchtbare Zerstörungen, es gab kaum noch eine intakte Brücke. Der S-Bahn-Verkehr war aber auf einigen Strecken wiederaufgenommen worden, so auch auf der Strecke nach Wannsee. An dieser Strecke lag Steglitz, wo meine Tante in der Bismarckstraße 42 wohnen sollte. Als wir nach der Bismarckstraße fragten, sagte man uns, wir sollten bei der Station Feuerbachstraße aussteigen. Beinahe hätten wir zum Schluß noch Willfried verloren, denn er schaffte es nicht, mit uns aus dem überfüllten Abteil auszusteigen. Verzweifelt liefen wir zum Stationsvorsteher. Der aber organisierte, daß Willfried gleich mit dem nächsten Zug, neben dem Fahrer sitzend, wieder zu uns zurückkam. An der Station Feuerbachstraße begann die Bismarckstraße mit der Nummer 1. Es war eine einzige Trümmerwüste, kein Haus stand. Immer langsamer schleppten wir uns vorwärts. Das erste Haus, das unzerstört war, war die Nummer 42. Später sagte meine Mutter, sie hätte keinen Schritt mehr weiter gekonnt. Tante Klara war zu Hause, sie hatte eine große Wohnung. Sie wußte, daß mein Vater uns zu dieser Zeit in den Flüchtlingslagern um Wismar suchte. Sie telegraphierte ihn herbei. Er kam und brachte einen Rucksack mit Kartoffeln und zwei Schwarzbrotstullen mit.

Wir fielen uns in die Arme. Unsere Flucht war zu Ende.

## Mein Vater

Mein Vater wurde zu Beginn des Krieges im September 1939 zur Wehrmacht eingezogen und kam zunächst auf den westlichen Kriegsschauplatz. 1940 wurde er „von der Heimat reklamiert“, d.h. er kam wieder nach Hause. 1943 wurde er erneut eingezogen und kam dieses Mal nach Finnland, nach Rovaniemi am Polarkreis. Ende 1944 schloß Finnland nach schweren Niederlagen einen Waffenstillstand mit der Sowjetunion. Russische Bedingung dafür war der sofortige Abzug oder die Internierung der deutschen Truppen in Finnland. Als Folge davon kam es in Rovaniemi zu Kämpfen zwischen den einstigen Verbündeten mit Tausenden Toten. Rovaniemi wurde dabei vollständig zerstört. Ich habe Anfang der neunziger Jahre den Soldatenfriedhof in Rovaniemi zusammen mit meinen Geschwistern besucht. Mein Vater kam mit dem Leben davon, die deutschen Truppen zogen sich nach Norden über Norwegen nach Deutschland zurück. So kam mein Vater im Januar 1945 nach Hamburg, was er uns telefonisch mitteilte. Um den 20.1. bekam er eine Woche Urlaub und fuhr sofort nach Riesenburg. Unterwegs hörte er vom Räumungsbefehl für Riesenburg, die Flüchtlingsströme fluteten ihm entgegen. In Neustadt bei Danzig sah er in einem gegenüberliegenden Flüchtlingszug, der nach Westen fuhr, seine Mutter und seine Schwester Käthe. Er begrüßte sie kurz, setzte aber seine Fahrt nach Riesenburg fort.

Bekannten, Herrn Niederbäumer, Herrn Glaser u.a., um Rat gefragt, was sie tun sollte. Niemand gab eine konkrete Antwort. Zum Schluß fragte sie unseren Polizisten, Herrn Lischek, und der sagte ihr leise im Vertrauen: „Frau Teschke, nehmen sie ihre Kinder und verlassen sie Riesenburg so schnell sie können“. Auf solche „defätistischen“ Äußerungen, noch dazu eines Polizisten, stand damals die Todesstrafe.

Lothar Teschke

Meine Mutter lief zum Bahnhof und kaufte für den nächsten Tag Fahrkarten nach Berlin. Auf der Post überwies sie 1.000 Mark an Tante Klara in Berlin. Zu Hause packte sie unsere wichtigsten Sachen in Kisten, die sie von Herrn Glaser kommen ließ; ohne daß sie wußte, wie sie abtransportiert werden sollten. Am Abend aber wurde der zivile Zugverkehr eingestellt, und die große Chance war vorüber. Als mein Vater am 22. oder 23.1. in Riesenburg eintraf, fand er die Stadt menschenleer und sah, daß er einen Tag zu spät gekommen war. Er nahm unser Auto, lud einen Teil der Kisten ein und fuhr gen Westen. Als er kein Benzin mehr hatte, ließ er sich von Wehrmachtsfahrzeugen abschleppen, fuhr aber dabei bei eisglatter Fahrbahn mehrfach in den Straßengraben. In Dramburg/Pommern übergab er Auto und Kisten dem ihm offenbar bekannten Getreidehändler Carl Rissmann. Er fuhr mit dem Zug weiter und erreichte Hamburg noch vor Ablauf seines Urlaubs.

Das Kriegsende erlebte er in Lübeck. Dort konnte er sich durch geschickte Manöver, er besorgte sich Zivilsachen und arbeitete als angeblicher Verkäufer in einem Lebensmittelgeschäft, der Gefangenschaft entziehen. Sein Kommentar dazu war immer: „Ich hatte keine Zeit, in Gefangenschaft zu gehen, ich mußte meine Familie suchen.“

Und das tat er dann auch. Einige Lebenszeichen von uns hatte er: Meine Mutter hatte von allen Stationen unserer Flucht, also aus Dreidorf und Miruschin, Briefe mit genauen Schilderungen an ihre Verwandten nach Berlin und Hamburg geschrieben. Alle Briefe sind tatsächlich angekommen. Den letzten Brief hatte sie noch wenige Tage vor Ankunft der Russen geschrieben. Darin teilte sie auch mit, daß sie ihre Wertsachen dem Bauern Jarmulewski übergeben hätte, damit er sie für sie verstecken sollte. Als mein Vater nach dreimonatigem Suchen feststellen mußte, daß wir nirgends im Westen angekommen waren, faßte er den ge-

fährlichen Entschluß, sich nach Riesenburg durchzuschlagen und unsere Fluchtroute abzusuchen, um zu sehen, wo wir geblieben wären. Was das zur damaligen Zeit an Mut, Entschlossenheit und sogar Todesverachtung bedeutete, kann nur ermessen, wer das damalige Chaos miterlebt hat.

Anfang Juli machte er sich auf den Weg. Es gab weder zivilen Bahn- noch Autoverkehr, um die 800 km lange Strecke zu überwinden. Er versteckte sich in Zügen und Lastautos der Amerikaner, Briten und schließlich der Russen, immer in der Gefahr, entdeckt und kurzerhand erschossen zu werden.

Problematisch war vor allem das Überwinden von Oder und Weichsel, deren Brücken scharf bewacht wurden. An der großen Weichselbrücke in Dirschau hat er sich das eine Mal als Monteur verkleidet und mit einem großen Schraubenschlüssel eine Brückenreparatur vorgetäuscht. In Riesenburg angekommen, traf er eine bekannte Familie, die ihm berichtete, daß wir nicht nach Hause zurückgekommen waren.

Die Rückroute gestaltete er nach unserem Fluchtweg. Zuerst kam er tatsächlich zur Familie Ossowski nach Dreidorf, dann zur Familie Jarmulewski nach Brünhausen/Miruschin.

Als er unsere Wertsachen zurückforderte, sagte ihm der Bauer, daß die Russen sie ihm weggenommen hätten. Überall auf seiner weiteren Route nach Westen hinterließ er in Kirchen und an anderen Gebäuden Nachrichten. Das geschah auch in der Kirche in Lischnitz, wovon wir zufällig hörten. Nur 3 km entfernt ist er bei uns vorbeigekommen.

Wie durch ein Wunder wieder gut im Westen angekommen, durchsuchte er seitdem systematisch alle Flüchtlingslager nach Nachrichten über uns. Als wir bei Tante Klara in Berlin ankamen, war er gerade in den Lagern um Wismar.

Lothar Teschke

## Die militärische Lage während unserer Flucht

Am 12. Januar 1945 begann die Rote Armee aus dem Weichsel-Brückenkopf Baranow bei Warschau ihre Winteroffensive. Die deutsche Abwehrfront wurde in wenigen Tagen vollständig zerschlagen. Die Hauptstöße (Armeegruppen von Schukow und Konjew) richteten sich nach Westen. Bereits am 30.1. wurde die Oder bei Küstrin erreicht und Brückenköpfe auf dem westlichen Ufer errichtet.

Ein weiterer Stoßkeil (Armeegruppe Rokossowski) richtete sich nach Norden. Er erreichte am 28.1. das Frische Haff bei Elbing und durchschnitt alle Landverbindungen von Ostpreußen nach Westen. Er trennte die deutsche 4.Armee (General Hoßbach), die in Ostpreußen verblieb, von der deutschen 2.Armee (Generaloberst Weiß) im Westen.

General Hoßbach versuchte auf eigenen Faust, mit seiner 4.Armee und mit Flüchtlingstrecks nach Westen durchzubrechen. Der Angriff wurde vom Führerhauptquartier gestoppt, General Hoßbach abgesetzt und durch General Rendulic von der Kurlandarmee ersetzt. Für die Flüchtlinge aus Ostpreußen verblieb nunmehr als einziger Fluchtweg zu Lande der Marsch über das Eis des Frischen Haffs und weiter über die Frische Nehrung nach Danzig oder Hela, da sogar noch bis zum 9.Mai ein kleiner Brückenkopf im Weichseldelta gehalten wurde.

Bei dem russischen Vorstoß nach Norden wurde der Regierungsbezirk Marienwerder mit Riesenburg und Stuhm am 23. und 24.1. besetzt. Der Räumungsbefehl für Riesenburg am Sonnabend dem 20.1. erfolgte viel zu spät, die Evakuierung der am meisten gefährdeten Mütter und Kinder in den Kreis Preußisch-Stargard in der westlichen Weichselniederung war angesichts der militärischen Lage ohne Sinn. Die Front verlief nunmehr einen Monat lang ungefähr vom Frischen Haff entlang der

Nogat und der Weichsel bis nördlich von Graudenz (die Stadt war eingeschlossen und zur Festung erklärt worden) und von dort westwärts bis zur Oder. Dabei muß der Eisenbahnknotenpunkt Dirschau an der Weichsel noch in deutscher Hand gewesen sein, denn um den 12.2. erfolgte unser Weitertransport von Dreidorf-Preußisch-Stargard über Dirschau und weiter über Danzig und Gotenhafen nach Putzig/Strellin. Im Führerschein meiner Mutter ist unsere Anmeldung in Strellin am 14.2. vermerkt.

Am 26.2. begann die Rote Armee (Armeegruppen von Schukow und Rokossowski) ihre Offensive zur Eroberung von Hinterpommern. Längs der Front von der Weichsel bis zur Oder wurde nach Norden gestoßen und die Ostseeküste zwischen Wolin und Rixhöft überall bis zum 10.3. erreicht. Der Angriffstermin am 26.2. war offenbar der Grund für unseren Abtransport von Putzig nach Westen Anfang März, der wahrscheinlich genau einen Tag zu spät erfolgte, weil die Rote Armee gerade zu dieser Zeit die Eisenbahnlinie Putzig-Lauenburg-Stolp-Stettin in Höhe Köslin/Kolberg eroberte. Ein Teil der russischen Kräfte (Armeegruppe Rokossowski) schwenkte nach Osten, um die Westküste der Danziger Bucht mit den großen Versorgungshäfen Gotenhafen und Danzig zu erobern. Diese Küste wurde am 28.3. erreicht, wobei sich die Oxhöfter Kämme (ein Höhenzug nördlich von Gotenhafen) bis zum 5.4. halten konnte. Vorher gelang es aber noch, die Mehrzahl der Flüchtlinge aus diesem Raum (Größenordnung eine Million) über die Ostsee nach Schleswig/Holstein, Dänemark und Swinemünde abzutransportieren. Nach Beginn der russischen Offensive und dem für die Wehrmacht katastrophalen Verlauf entschloß sich der Oberbefehlshaber der nunmehr eingekesselten 2.Armeekorps, Generaloberst Weiß, zu einer planmäßigen Verkleinerung des Kessels. Dazu befahl er eine Absetzbewegung seiner Truppen aus dem Raum Preußisch-

Lothar Teschke

Stargard und Karthaus nach Norden. Ziel war der Aufbau einer neuen Front, die an der Ostseeküste westlich des Fußes der Halbinsel Hela einsetzte, um den äußeren Verteidigungsring der „Festung“ Gotenhafen-Danzig herumzulaufen und mit ihrem linken Flügel das Frische Haff südlich Stutthof erreichte. Diese dünne neue Front muß auch den Raum Miruschin-Brünhausen umfassen haben. Während es damit gelang, die Hafenstädte bis zum 28.3. zu halten und den Abtransport der Flüchtlinge und auch eines Teils der Soldaten vorzunehmen, brachen die Russen nördlich von Neustadt, also auch im Raum Miruschin-Brünhausen, zur Ostsee durch, so daß unser vorgesehener Abtransport nach Gotenhafen nicht mehr gelang.

Im Juli 1945 fand in Potsdam die Konferenz der „Großen Vier“ statt. Im „Potsdamer Abkommen“ wurde festgelegt, die deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße unter polnische und, im Falle des nördlichen Ostpreußen um Königsberg, unter sowjetische „Verwaltung“ zu stellen. Daraus erklärt sich dann auch die von mir beobachtete Polonisierung der Stadt Lauenburg im August und die ab September vorgenommene Verteilung der Bauernhöfe an polnische Aussiedler aus Galizien.

Was aus uns geworden ist

Nach nur wenigen Tagen in Berlin, es gab dort damals strenge Aufenthaltsbeschränkungen für Flüchtlinge, zog unsere nun vollständige Familie weiter nach Westen in die Altmark, fast bis vor die Tore von Wolfsburg, aber leider auf die „falsche“ Seite. Dort sind mein Vater 1972 und meine Mutter 1989 verstorben. Meine Schwester Margret absolvierte die Buchhändlerschule in Leipzig und arbeitet seitdem in der Erich-Weinert-Buchhandlung in Magdeburg.

Mein Bruder Reinhard studierte Betriebsingenieurwesen an der



Technischen Hochschule Dresden und war dann Direktor eines mittleren Betriebes des Feingerätebaus in Kelbra am Kyffhäuser. Nach der Wende wurde er zum Bürgermeister von Kelbra gewählt.

Mein Bruder Willfried studierte Bauingenieurwesen, ebenfalls an der Technischen Hochschule Dresden. Er arbeitete anschließend als Bauleiter und danach als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Hochschule Leipzig. Nach der Wende wurde er zum Professor an die Fachhochschule Nürnberg berufen. Der Verfasser dieses Berichts studierte Mathematik und Physik an der Pädagogischen Hochschule Potsdam, wurde Lehrer an der Oberschule in Zeitz und 1961 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Pädagogischen Hochschule Halle. 1981 stellte er einen Ausreiseantrag in die Bundesrepublik Deutschland, überstand die Maßnahmen der DDR-Sicherheitsorgane und siedelte nach Hamburg über, wo er an einem Gymnasium unterrichtete. 1989 wurde er zum Professor an die Fachhochschule Hamburg berufen. Nach der Wende war er Berater der Landesregierung von Sachsen-Anhalt und Gründungsrektor der Fachhochschule Merseburg.

Diesen Bericht widme ich meinen Eltern.

Ihr selbstloser Einsatz für ihre Kinder in dem Schicksalsjahr 1945 nötigt mir immer wieder die größte Hochachtung ab. Das gilt vor allem für den Mut und die Tapferkeit meiner Mutter, ohne die ich schon mit 8 Jahren gestorben wäre.

Annegret Weinert-Engel

## Unser Schutzengel führte die Lok aus der Gefahr



*Weinerts Gretel am 1. Schultag 1931*

In dem kleinen Dörfel Wilhelminenthal im Kreis Grünberg, das zum Gut des Grafen Pfeil aus Deutsch-Kessel gehörte und später von Deutsch-Kessel eingemeindet wurde, wurde ich 1925 geboren, dort nannte man mich nur Weinerts Gretel.

1936 zogen meine Eltern ins benachbarte Altkessel ins sogenannte „Berliner Viertel“. Nach der Schulzeit arbeitete ich 1940/41 als Helferin im Altkesseler und Lawaldauer Kindergarten, und nach meiner Ausbildung zur Kindergärtnerin in Freiburg/Schlesien übernahm ich im Herbst 1943 die Leitung des Kindergartens bis zur Flucht. Meine Mutter hatte als Ortsfrauenschäftsleiterin in den Jahren 1943 und 1944 immer öfter ausgebombte Familien aus dem Ruhrgebiet zu betreuen. Sie sorgte für Wohnungen, Lebensmittel und stellte Kontakte her.

Im Oktober 1944 fuhren plötzlich fremde Pferdewagen ins Dorf. Sie bargen Kinder, Alte, Bettzeug und Fluchtgepäck.

Geführt wurden die leichten Wagen von Frauen. Die Wagen besaßen keine Bremsen, trotzdem waren sie zu unserem Erstaunen damit über das Riesengebirge gefahren. Es gab Unruhe im Dorf, das, abgesehen von den damals schon üblichen Todesmeldungen, kaum Härten des Krieges zu spüren bekommen hatte. Wohnungseinweisungen wurden von den Hausbesitzern ignoriert, Möbel nicht zur Verfügung gestellt. Es mußte vermittelt werden, das tat meine Mutter – und rasche Hilfe war notwendig. So nahmen wir in unsere Vierzimmerwohnung die Familie Schwindel aus der Batschka auf, Großmutter, Mutter und drei Kinder, davon ein Säugling. Dann wurde es Weihnachten! Wir luden alle Flüchtlinge in unserem Dorfe, die über das Riesengebirge gekommen waren, in unsere Wohnstube ein. Die Stube war klein, der Kreis von Frauen und Kindern groß, Geschenke gab es keine. Ich erinnere mich an die immer wieder schluchzenden Frauen und meine damalige Ungehaltnheit darüber: wir hatten doch alles getan, um zu trösten und zu helfen. Genau fünf Wochen später waren wir „dran“, und ich habe plötzlich verstanden, worüber diese Menschen untröstlich waren.

Infolge einer schweren Scharlacherkrankung sollte ich zu einer Radikaloperation nach Breslau in die Uniklinik. Am 19. Januar 45 traf ich dort ein und kam auf eine Station, wo mir der Krieg auf seine Weise begegnete: ich traf Frauen mit abgerissenen Unterkiefern, zerquetschen Gesichtern, blind, mit einer Gesichtshälfte oder ohne Nasen. Alle warteten auf Wiederherstellung. Und ich? Nachdem ich alle Operationsvorbereitungen hinter mir hatte, legte man mich vom OP-Tisch in mein Bett und schickte mich mit der Bemerkung, ich solle mich gründlich ausschlafen, wieder heim, ohne daß der Eingriff vorgenommen worden war. In der Klinik wurde deutlich darüber gesprochen, was wir auf dem Lande so erfolgreich verdrängen konnten: der Russe

kommt! Auf dem Bahnhof in Breslau konnte ich mich vom Wahrheitsgehalt der Gespräche überzeugen: unsere so bewährte Ordnung gab es nicht mehr. Mir begegneten die ersten Flüchtlinge aus Oberschlesien (Kreuzburg) und mit ihnen Berichte vom Zusammenbruch der Front.

Tief geschockt traf ich in Altkessel mit der Erkenntnis ein: für „alle Fälle“ müssen wir packen! D.h. Sparbücher, Urkunden, Kaufverträge usw. müssen griffbereit sein. Notgepäck für das 14 Monate alte Kind meiner Schwester, das Notwendigste auch für das kommende Kind, meine Schwester war im 3. Monat schwanger. Das mußte aber im Geheimen geschehen, denn noch immer klammerte man sich an den Gedanken von Endsieg und Wunderwaffe. Bei minus 30 Grad und hohem Schnee war das auch das Bequemste. Nicht einmal in der Familie durften die Vorbereitungen offenbart werden, galt doch schon der Gedanke an Flucht als Wehrkraftzersetzung.

Die Vorstellung des „danach“, Haus zurücklassen, Tiere unverorgt wissen, kurz, den ganzen Besitz vollkommen aufzugeben, stellte die Gemüter vor eine Zerreißprobe.

Etwa am 24. Januar kam eine Soldateneinheit, sie war schwer zu identifizieren, war es Volkssturm oder Wehrmachts-Troß? Jedenfalls hatten sie große Lastwagen, und mit denen fuhren sie uns, die wir uns zur Flucht entschlossen hatten, nach Grünberg an den Bahnhof. Es waren ältere Männer, die uns Frauen ratend zur Seite standen, als es ans Packen ging. Sie verschnürten die zwei Körbe mit Frischgeschlachtetem, leicht angeräuchertem Fleisch, mit dem Hinweis, wir würden es nötig brauchen. Sie selber waren im Ruhrgebiet beheimatet.

Erst später wußte ich, wovon sie sprachen, als sie uns Fleisch, Schinken und Speck einnähten.

Auch als sie auf meine noch widerstrebende Mutter eindringlich einredeten, mit meiner Schwester und mir zu fahren, sagten sie

immer wieder: „Sie finden sich sonst nie wieder zusammen.“

Es war spät abends, als wir die Lastwagen bestiegen. Die Zeit eilte, und meine Mutter erntete viele Unfreundlichkeiten, weil sie die Abfahrt verzögert hatte.

Der Lastwagen stand genau vor dem Hause, in dem meine Großeltern lebten. Großvater, 84-jährig, war vollkommen zusammengebrochen. Meine Mutter war vor die Alternative gestellt, entweder mit den Kindern zu fahren oder die Alten zu hüten.

Die Großeltern haben dann einige Tage später noch eine Spährupptätigkeit der Russen erlebt, wobei auch Altkesseler zu Tode kamen, ehe sie mit dem letzten Transport, der die noch diensttuenden Eisenbahner abtransportierte, mitfahren konnten (Großvater war ehemaliger Eisenbahnbeamter).

Ich traf meine Großeltern später im Februar 1947 in einem winzigen Zimmer in Bovenden. Großvater lag im Sterben, erkannte mich aber noch und nahm auch meine Berichte über die Familie wahr. Ich hatte Anfang 1946 von meinem damaligen Wohnort Speyer sofort eine Suchmeldung getätigt und dabei einiges über den Verbleib der Verwandten in Erfahrung gebracht. Großvater, der stark hüstelte, weinte plötzlich, was erst aufhörte, als der Kampf mit dem Tod einsetzte. Meine Großmutter, die vor Erschöpfung eingeschlafen war – sie hatte ihn vorher wochenlang gepflegt – bestätigte mir, daß er kurz darauf gestorben war. Großvater war der erste Sterbende in unserer Familie, den ich begleitet habe.

Die Lastwagen der Soldaten brachten uns die 4 km lange Strecke zum Bahnhof nach Grünberg. Dort fanden wir einen schon vollkommen besetzten Zug vor. Die Soldaten halfen uns aber, ein Plätzchen zu finden: mitten im Bauch eines Personenwagens erhielten wir durch Tausch zwei Sitzbänke, zwischen die dann Brigittes Kinderwagen geschoben wurde. Das bedeutete, daß

wir unsere Beine nicht in den Gang stellen konnten, da befand sich der Kinderwagen. Also hockten wir auf unseren Beinen. Um sie zu strecken, mußten wir aufstehen, konnten uns jedoch nicht völlig aufrichten, denn überall lag, stand und hing Gepäck. Großen Anstoß erregte unser Fleischkorb. Hunger, Angst und Neid waren Anlaß zu bösen Bemerkungen. Wir sprachen mit den Menschen darüber, und die Einsicht der geplagten Menschen ermöglichte es, daß wir den Korb mitnehmen konnten. Späterkommenden diente er als Sitzplatz. Er stand dicht am Eingang außerhalb unserer Sichtweite, und die Tatsache, daß wir ihn beim Ende unserer Fahrt an Ort und Stelle wiederfanden, beweist, daß die Menschen nicht gehässig waren.

Später, als wir die Nähte von den Körben entfernen konnten, haben wir den Flüchtlingen besonders in der Anfangszeit helfen können: Alten, die sich mit den Möglichkeiten der Nahrungsbeschaffung nicht so schnell zurechtfinden, Müttern mit Kindern, die anfangs nicht die Zeit fanden, für die Kinder zu sorgen.

In Grünberg auf dem Bahnhof gab es noch einen Zwischenfall mit meiner Schwester. Sie bekam einen Schwächeanfall und mußte etwa zwei Stunden in einem Häuschen auf dem Bahnhofsgelände liegen. Als später ihre Tochter Ingrid geboren wurde, hat man ein Loch in der Herzklappe festgestellt, vielleicht war das eine Folge der Strapazen auf der Flucht. Von Grünberg fuhren wir in den Morgenstunden des nächsten Tages langsam los. Wir wußten nicht, wohin es geht, wir konnten auch draußen nichts erkennen, denn die Scheiben waren zentimeterdick vereist. Es sollen minus 30-34 Grad gewesen sein. Wir hörten auch Donnerschläge, und wir redeten uns ein, daß das Eis auf der Oder bricht. In diesem eiskalten Winter war die Oder zugefroren.

Wie wir später erfuhren, sollen einige russische Panzer über die Oder in Richtung Grünberg gekommen sein.

Wir fahren also und wußten nicht wohin. Ich habe heute die Gewißheit, unser Schutzengel führte die Lokomotive aus der Gefahr, nicht nach Reppen, wo gekämpft wurde, und nicht nach Dresden, das später so furchtbar bombardiert wurde, sondern durch die Lausitz. Ein paarmal standen wir auf freier Strecke. Wir sahen draußen nichts, wir waren wie im Bauch eines Lindwurms.

Allmählich waren wir in der Lage, andere Mitreisende näher wahrzunehmen, die nicht aus Altkessel kamen. In unserem Abteil war ein Platz von einer jungen Frau besetzt, die bei all dem Trubel immer schlief, wobei sie auf ihrem Schoß ein unbezogenes Kopfkissen hielt, das ihr in Zeitabständen herunterzufallen drohte. Als aus diesem Kissen leise, klagende Töne zu hören waren, mußten wir zur Kenntnis nehmen: das ist ein Kind. Und dann erfuhren wir folgende Geschichte:

Diese junge Frau war hochschwanger mit ihren Eltern geflohen. Die Menschen rechts der Oder hatten es besonders schwer, denn die Brücken und Fähren über die Oder waren von Flüchtlingen und Wehrmacht verstopft. Die Frau bekam unterwegs Wehen. Soldaten fanden sich, die sie aus dem Pferdewagen ihrer Eltern in eine Klinik brachten, wo ganz rasch ihr Kind geboren wurde. Sobald die Nachgeburt erledigt war, verfrachteten die Soldaten die junge Mutter mit dem nackten Kinde, in eben diesem Kissen in den Zug, während ihre Eltern weitergefahren waren. Ob sie ihre Eltern je wiedergesehen hat?

Nun wußten wir den Grund für die Müdigkeit der Frau! Sofort bekam sie zu essen, und meine Mutter teilte großzügig von unseren griffbereiten Vorräten, wir hatten ja noch das „Angeräucherte“ im Korb. Da wir Kerzen dabei hatten, versuchten wir, Tee auf einer Kerzenflamme für die Kinder und diese junge Frau zu erwärmen, es gelang aber nicht, die Kälte war zu übermächtig.

Wir fuhren also und standen manchmal.

Waren es Bordwaffen von Flugzeugen, die wir hörten? Wir hatten ja keine Ahnung. Aber Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet brachten ihre Erfahrungen ein und meinten, es seien russische Fliegerangriffe auf unseren Zug. Nach etwa 40 Stunden Fahrt wurden wir in einem kleinen Städtchen, ca. 30 km östlich von Leipzig, ausgeladen. Es war Nerchau an der Mulde, den Namen dieses Ortes hatten wir noch nie gehört. Bevor wir in Nerchau ausgeladen wurden, wurde auf einem anderen Bahnhof der Name meiner Mutter ausgerufen – Frau Schwindel, die Frau aus der Batschka, die bei uns gewohnt hatte, suchte sie. Meiner Mutter war es aber weder möglich auszusteigen, noch ein Zeichen zu geben, der Weg war durch Gepäck und Menschen blockiert, die Fenster voller Eis ließen sich nicht öffnen, und die Aufenthaltszeit auf diesem unbekanntem Bahnhof war zu kurz. Es hat uns sehr wehgetan, diesen Rufen nicht antworten zu können – wir haben Familie Schwindel nie wieder getroffen. Ich habe oft an sie gedacht, wenn ich durch Berichte anderer Flüchtlinge vom Balkan an sie erinnert wurde. Später erfuhren wir, daß Frau Schwindel mit anderen an diesem Bahnhof ausgeladen wurde. Nun standen wir in Nerchau auf dem Bahnhof und wurden verteilt. Natürlich galt es in erster Linie, für die junge Mutter eine gute Bleibe zu finden. Später konnten wir sie besuchen, ein Ehepaar ohne Kinder hatte sich ihrer angenommen. Das Kind bekam ein Kinderzimmer, die Mutter wurde gebadet, denn ihre Wirtsleute versorgten das öffentliche Bad der Stadt. Sie bekam einen Kinderwagen, und wir konnten später noch sehen, wie sie ihren Sohn spazieren fuhr. Wir bekamen Dach, Bett und Tisch angeboten: meine Mutter mit meiner Schwester und deren Kind bei einer älteren Frau. Ich war bei einer jungen Frau mit ihrem Kind, die sich über meine Anwesenheit freute, denn ihr Mann war im Krieg, und sie war sehr einsam. Sie war dann fast



eifersüchtig, wenn ich meine Familie aufsuchte. Wir hatten ein starkes Bedürfnis, zusammen zu sein, die Mahlzeiten führten uns zusammen. Es war auch notwendig, die Lebensmittelmarken zusammenzulegen. Bei der Wirtin meiner Familie kam ein Stück Speck aus unserem Korb gut an. Dazu muß ich folgendes erzählen: Wir saßen zum ersten Mal nach der Flucht zur gemeinsamen Mahlzeit um den Tisch – auch mit unserer Wirtin. Sie teilte erst einmal alles mit uns: Tisch, Geschirr, Brot. Als sie dann das Brot vor unser aller Augen in Scheiben schnitt und verteilte, kamen mir die Tränen. Mir wurde klar, daß dies bisher die Aufgabe unserer Mutter gewesen war, und es beinhaltete für mich immer so etwas wie Würde. Und meine Mutter konnte das Brot jetzt nicht austeilen, sie stand jetzt auf der Seite der Habenichtse. Dieses Erlebnis hat sich mir tief eingebrannt, und ich habe viel darüber nachgedacht und es oft weitererzählt.

Der Krieg ging weiter! Es war uns jedoch nicht möglich, den Verlauf der Fronten zu erkennen, die Informationen liefen kreuz und quer. Inzwischen erlebten wir auch, daß Bomber über uns flogen, waren es eigene, waren es feindliche?

Eines Tages bekam ich einen Asthmaanfall, ohne jede Erklärung bekam ich auf einmal keine Luft mehr. Lag es an der Jahreszeit, am Wetter oder an der feuchten Muldeniederung?

Ich wußte nur eins, wir müssen fort von hier.

Meine Mutter versprach mir noch während des Anfalls, daß wir sobald als möglich reisen werden. Das war aber nicht so einfach. Privatfahrten bedurften einer Sondererlaubnis des Bürgermeisters. Nur weil jeder seine neuen Bürger auf schnelle Art wieder loswerden wollte, konnten wir eines Tages mit unserem Gepäck nach Thüringen fahren, Ruttersdorf war unser Ziel. Wir steuerten dort das Pfarrhaus an, in dem die Mutter einer Freundin meiner Schwester wohnte. Daraus mag man ersehen, daß damals selbst die weitläufigsten Verwandtschaften und Bekannt-

schaften dafür herhalten mußten, eine Unterkunft zu finden.

Auf der Fahrt dorthin erlebten wir in Jena unseren ersten und einzigen Bombenangriff. Meine Mutter, Gepäck und die kleine Brigitte hütend, blieb im Bunker, den man ihr zugewiesen hatte, während ich mit meiner Schwester Zuteilungen abholte: Lebensmittel und Geschirr. Ich habe davon noch heute eine Auflaufform aus Jenaer Glas.

Nach dem Angriff, den wir in verschiedenen Bunkern überlebt hatten und der Bilder des Schreckens hinterließ, begaben wir uns wieder mit Sack und Pack auf den Bahnhof, um den nächsten Zug nach Stadtroda zu erreichen. Es gelang, und vom Bahnhof Stadtroda wurden wir mit einem Pferdewagen abgeholt, den Frau Walter, die Pfarrfrau aus Ruttersdorf, organisiert hatte.

In dem großen Pfarrhaus wohnten wir eine Weile, bis wir die danebenliegende Kutscherwohnung herrichten und beziehen konnten.

Unsere Familie hatte kaum zu essen, denn die Vorräte aus dem Korb waren längst verbraucht. Es war klar, daß ich etwas besorgen mußte. So ging ich zu einer Bäuerin, Frau Dietsch, und bot mich zur Arbeit an. Sie ließ ihrer Geringschätzung ob meiner Fähigkeiten freien Lauf, nahm mich jedoch in Dienst, nachdem ihr Fremdarbeiter nicht mehr zur Verfügung standen. Ich hatte jedoch freie Kost ausgehandelt, meine Familie konnte deshalb meine Lebensmittelkarten behalten. Ich mußte jeden morgen um fünf die Gänse aus dem Stall lassen und füttern, neben der Hausarbeit waren die Rüben auf dem Feld zu hacken.

Amerikaner flogen mit Flugzeugen über uns hinweg, dann rückten sie auch ins Dorf ein.

So erlebte ich das Kriegsende in Thüringen.

Mit meinem pommerschen Dickschädel habe ich es geschafft!



*Mein Vater vor unserem Haus in Mellin.*

Meine Eltern, ein Bruder und ich lebten in dem kleinen Ort Mellin im Kreis Stolp in Pommern. Wir hatten einen Bauernhof. Die Front kam immer näher! Die Flüchtlinge aus Ostpreußen waren schon da! Auch Militär war schon im Rückmarsch. Mein Bruder und ich hatten schon den Wagen zur Flucht fertig gemacht. Da erkrankte plötzlich mein Vater an einer schweren Lungenentzündung! Gleich danach legte sich die Mutter! Sie hatte mit einem mal Wasser in den Knien! Der Arzt mußte kommen zum Vater und zur Mutter. Er zog der Mutter das Wasser aus den Knien. Der Arzt kam die Woche 2 bis 3 Mal zum Vater. Einige Tage später legte sich auch mein Bruder, Typhus! Nun war ich ganz alleine mit dem ganzen Vieh. Das Vieh mußte ja versorgt werden ebenso die drei Kranken. Wir hatten 3 Pferde, ein 1-jähriges Fohlen, 25 Schweine, 9 Milchkühe, 2 Kälber, 1 großen Bullen, 100 Stück Federvieh. Und dann einmal die Wo-

che 12 Kilometer in die Apotheke, bei sehr hohem Schnee und Kälte. Ich mußte die Schrotmühle anstellen zum Schroten, ich brauchte es ja zum Füttern. Der Vorrat, den mein Vater geschrotet hatte, ging ja dann auch mal zu Ende. Ich habe mir auch die Pferde alleine angespannt und Futterrüben aus der Miete geholt. Es war nicht einfach, es waren ziemlich junge Pferde. Es kam wie es kommen mußte, was zu viel war, war zu viel. Ich wurde auch krank, hatte mich von meinem Bruder angesteckt, Typhus. Im Krankenhaus lag ich vielleicht acht Tage mit hohem Fieber. Es wurde mit mir sozusagen nichts Besonderes gemacht. Es ging alles durcheinander. Eines Tages wurden wir im Eiltempo in einen Lazarettzug verladen, und es ging ab. Unterwegs wurden wir von Flugzeugen beschossen. Wir haben uns die Decken über den Kopf gezogen, die Kugeln schlugen auf das Dach. Wir landeten in Danzig. Trotz meines hohen Fiebers war ich immer noch einigermaßen voll da. In Danzig angekommen, wurden wir im Zug von uniformierten Ärzten oberflächlich kontrolliert. Dann kam ein Soldat (Sanitäter). Ich fragte, was wird jetzt? Er sagte, ihr werdet alle aufs Schiff verladen. Da habe ich gesagt, ich nicht. Dann mußt du dich melden. Da habe ich, so laut ich konnte, Herr Doktor, Herr Doktor gerufen. Der Sanitäter hat mich noch unterstützt.

Mit einemmal kam dann der Arzt zurück und fragte, wer ruft hier. Ich habe gerufen. Was willst du, fragte er mich. Da sagte ich, ich gehe nicht aufs Schiff. Warum nicht? Ich will nicht im Wasser ersaufen, wenn ich sterben muß, dann aber nicht im Wasser. Da sagte er zu mir, wie kommst du darauf, das ist doch nicht wahr. Doch habe ich gesagt, die Schiffe werden doch alle versenkt. Wo sind deine Eltern? Weiß ich nicht, wahrscheinlich noch zu Hause. Wie alt bist du? 21 habe ich gesagt. Oh Pardon, sagte da der Arzt, da können Sie selbst bestimmen. (Ich wäre, wie ich später erfuhr, mit der „Gustloff“ untergegangen.)

Dann wurde ich erst vom Arzt untersucht. Da wurde er ganz aufgereggt und sagte, die Frau muß hier sofort raus. Wie kommen sie hier in dieses Abteil? Das war ein Wagen mit offenen TBC Kranken. Ich wurde nach der Untersuchung mit dem Notwagen sofort ins Danziger Krankenhaus eingeliefert. Ich wurde dort nochmals untersucht und dann gleich operiert. Der Arzt sagte zu mir, Sie haben 99 Krankheiten, die 100ste stehen Sie nicht durch. Mir wurde gesagt, der Typhus sei im Abklingen. Aber ich hatte eine doppelseitige vereiterte Lungenentzündung und eine Rippenfellentzündung. Dazu habe ich im Krankenhaus durch die Kälte und Zugluft noch eine Nierenbeckenentzündung und Grippe bekommen. Ich habe fünf Monate mit dem Schlauch zum Eiterabfluß gelegen. Aber Ruhe gab es im Krankenhaus nicht. Jeden Tag fielen Bomben. Es wurde vermutet, die deutschen Soldaten hätten sich im Krankenhaus verschanzt. Deshalb wurde das Krankenhaus so stark angegriffen. Von Anfang an trugen die Ärzte und Schwestern und Pfleger die Kranken in den Keller. Uns konnten sie nicht runtertragen.

Eines Abends war es furchtbar schlimm. Unser Haus war in der Luft ringsum mit Weihnachtsbäumen eingekreist. Mit einmal gab es einen großen Knall, die Fensterscheiben flogen raus, der ganze Saal war voller Staub. Das Gebäude wackelte, die Patienten schrien. Es war ein Volltreffer, direkt vor dem Gebäude hatte es einen Krater verursacht. Da sind wir auf allen Vieren aus den Betten, wir wollten auch in den Keller. Blieben aber vor dem Fahrstuhl liegen. Es war dort auch kein Strom da. Da kamen ein Arzt und eine Schwester, die uns dann doch noch in den Keller brachten. Der Keller war überfüllt. Wir saßen und lagen da wie die Heringe eingepreßt. Die Zustände, die dort herrschten, sind nicht zu beschreiben.

In Danzig wurde hart gekämpft. Zu guter Letzt wurden wir auch noch in Splittergräben gebracht. Im Keller mußte Platz gemacht

Grete Wollny

werden, die Ärzte richteten sich im Keller einen Behandlungsraum ein, oben ging es nicht mehr. Im Splittergraben stand Wasser, da haben wir drei Tage halb nackt auf Holzpritschen gesessen. Die vielen Menschen, die dort starben, wurden alle in diesen Krater reingeworfen, er wurde als Massengrab benutzt. Dann fiel Danzig, und die Russen kamen.

Die ersten russischen Soldaten waren vernünftig. Aber die zweite Truppe, der sogenannte Troß – die Plünderung im Krankenhaus, die Vergewaltigung der Frauen und Schwestern – grausam!

Ich habe drei Nächte nur zwischen Leichen gelegen, die im Krankenhaus gestorben waren. Dadurch bin ich von vielen grausamen und furchtbaren Strapazen verschont geblieben. Die Frauen wurden rücksichtslos geschändet. Nach drei bis vier Tagen waren die Vergewaltigungs- und Plünderfreiheit aufgehoben und verboten.

Nach diesem Verbot wurde es etwas ruhiger. Eine Polin übernahm die Leitung des Krankenhauses. Es gab die ersten Tage sehr wenig zu essen und zu trinken. Manchmal reichte es gar nicht. Es waren im Krankenhaus und davor noch sehr viele Flüchtlinge, die wollten auch alle etwas zu essen haben. Viele haben sich draußen Kochstellen gemacht. Aber das Wasser fehlte. Auch im Krankenhaus war das Wasser zum Teil weg. Da sind die Menschen, wer irgend laufen konnte, nach Wasser gegangen und haben gesucht. Auch ich hatte Durst, bin auch gegangen, aber ich war schwach, ich brauchte fast einen Tag bis ich wieder zurückkam. Ich hatte dann eine kleine Kanne voll. Es war schon dunkel, die vielen Kochstellen draußen vor dem Krankenhaus glühten noch. Ich habe die ganze Glut zusammengesührt und meine Kanne hineingestellt, um das Wasser abzukochen. Ich habe es auch geschafft. Wir mußten dann alle rein, es war schon dunkel. Da kamen immer noch Russen, wen sie da draußen er-

wischten, war dran.

Nun, das Wasser mußte ja erst abkühlen, und das dauerte eine Weile.

Als ich wieder in den Keller kam, um mich auf meiner Pritsche auszuruhen, jammerte in einer Ecke mir gegenüber jemand nach Wasser. Die anderen schimpften und riefen: Ruhe! Licht hatten wir ganz wenig, es war eher dunkel. Als mein Wasser abgekühlt war, habe ich einen kleinen Topf genommen und dem in der Ecke was zu trinken gegeben. Da sah ich, daß es ein Mann war und sogar ein Pole, er hatte hohes Fieber. Da schimpften die anderen, der soll sehen, wo er was herkrieget. Wir haben auch Durst. Ich habe gesagt, es ist auch ein Mensch. Ich habe dann jedem etwas zu trinken gegeben.

Am anderen Tag wurde der Pole verlegt, auf Station. Nach drei oder vier Tagen kam er wieder in den Keller und rief, wo ist Fräulein, wo ist Fräulein mit Wasser. Da rief ich, hier bin ich, was ist? Da kam der Pole und brachte mir eine ganz große Tüte mit Gebäck. Du mir geholfen, ich so großen Durst hatte. Ich dir jetzt auch helfen. Komme wieder. Da habe ich die anderen beschämt. Es wurde eine neue Verfügung bekanntgegeben. Alle Flüchtlinge, die im Krankenhaus während des Kampfes Unterschlupf gefunden hatten, mußten sofort raus. Ich habe gesehen, wie ein altes Mütterchen einfach vor die Türe gesetzt wurde. Auch deutsche Patienten wurden entlassen. Auch ich wurde entlassen. Der Arzt, der mir meine Entlassungsscheine gab, sagte zu mir, es tut mir sehr leid, daß ich Sie auch entlassen muß. Aber wir haben ja nichts zu sagen, es war noch ein deutscher Arzt. Er wußte, wo ich her war. Wo wollen Sie jetzt hin? Ich will nach Hause, ich werde schon durchkommen. Sie haben Mut, ich wünsche Ihnen viel Kraft und Glück, daß Sie alles überstehen. Auch wir Ärzte werden gehen. So bin ich gewandert, einsam und verlassen. Habe oft im Walde oder auf den Feldern geschla-

fen. Habe hin und wieder mal Quartiere gefunden, auch etwas zu essen. Kurz vor Gotenhafen sprach mich ein Pole an. Ich habe nicht geantwortet. Dann sprach er deutsch. Wo wollen Sie hin? Nach Hause. Wo ist Ihr Zuhause? Stolp in Pommern. Von wo kommen Sie? Von Danzig aus dem Krankenhaus. Das sieht man Ihnen an. Das wollen Sie alles laufen? Muß ich doch. Es ist doch gleich Nacht, wo werden Sie schlafen? Auf dem Felde. Kommen Sie mit, Sie können bei mir schlafen. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich habe eine Familie. Da bin ich mitgegangen. Ich hatte ja auch nichts zu essen. Er hatte ein kleines Häuschen, eine bessere Gartenlaube. Ich schlief in der Küche auf einer Pritsche, er und seine Familie in der Stube. Früh gab es Kaffee, Malzkaffee, zwei Schnitten, eine Schnitte gab mir seine Frau noch mit. Dann kam er mit mir mit, begleitete mich, bis ich aus der Stadt raus war, wünschte mir alles Gute.

So bin ich weitergewandert in Richtung Neustadt. Ich bin viele Kilometer gelaufen, es wurde schon Abend; endlich sah ich ein Stückchen von der Landstraße entfernt ein Haus stehen, Stall und Scheune. Da bin ich einfach auf den Hof gegangen. Da kam ein Pole, wo wollen Sie hin? Ob ich in der Scheune übernachten kann. Nein sagte er, kommen Sie rein. Da ging er mit mir ins Haus und sprach zu seiner Frau auf Polnisch. Da fragte sie mich, von wo kommen Sie her, und wo wollen Sie hin.

Nun mußte ich ihr alles erzählen, sie hat mich sehr bedauert und gab mir zu essen und zu trinken. Ich konnte mich dann in eine Stube legen, da stand so eine Art Liege. Den anderen Tag habe ich früh Kaffee getrunken und Schnitten, gut belegt, gegessen.

Wir haben uns noch eine Weile unterhalten. Sie sagte zu mir, sie wolle nicht Böses mit Bösem vergelten. Die Deutschen haben sie die ganzen Jahre sehr schlecht behandelt, sogar geschlagen. Ich habe gesagt, dafür kann ich nichts, es tut mir aufrichtig leid, daß Sie so schlecht behandelt worden sind. Ich stamme auch



vom Bauernhof, aber wir haben unsere Fremdarbeiter so behandelt wie Deutsche. Gut behandelt haben wir sie. Sie könnten alle hier vor mir stehen, es würde jeder gut von uns sprechen. Sie gab mir noch zwei gut belegte Schnitten mit.

Dann ging es wieder weiter, diese Nacht hatte ich in einem kleinen Wald geschlafen. Die nächste Nacht habe ich wieder auf dem Felde geschlafen. Früh ging es wieder weiter, und so war ich auch gleich in Neustadt. Da war polnische Kontrolle. Die hielten mich fest, brachten mich zu den Russen ins Gefängnis. Auf dem Gefängnishof waren Hunderte von Menschen, alle aufgegriffen! Es war eine Sammelstelle, und von dort wurden alle abtransportiert. Der Marsch ging nach Rußland.

Ich hatte vom Krankenhaus zwei Scheine bekommen, einen deutschen und einen polnischen Entlassungsschein. Auf dem Gefängnishof angekommen, wurde ich einem russischen Kommandanten vorgeführt. Eine Dolmetscherin mußte ihm alles übersetzen. Meine Operationswunden wurden angesehen, der Eiter lief noch. Ich war nicht für den Transport zu gebrauchen. Da mußte mich ein russischer Soldat rausbringen bis auf die Straße. Dann sagte er zu mir, fünf Minuten weiter, dann links da große Haus. Viele Leute da, dorthin gehen. Er war vielleicht zu faul, mich hinzubringen. Er ging wieder zurück. Ich bin ein Stück weitergegangen, dann bin ich in eine andere Straße eingebogen, bis ich auf die Hauptstraße kam. Dann bin ich in ein Haus gegangen und habe gefragt, ob ich etwas zu trinken bekommen kann. Die Leute nahmen mich gleich in die Küche, sie sahen, was mit mir los war, gaben mir gleich etwas zu essen und zu trinken. Ich wog ja nur noch 38 kg, früher wog ich ca. 95 kg. Nach dem Essen hatte ich mich etwas erholt, und es ging weiter. Diese Nacht verbrachte ich wieder auf dem Felde. Ich hatte Glück, es regnete nicht. Früh ging es wieder weiter. Es war noch ein Stückchen Weg bis ins Dorf. Da kam mir eine Frau ent-

Grete Wollny

gegengelaufen, faßte mich an, sagte, komm schnell da hinunter, da kommt ein großer Trupp Menschen, die Russen bringen sie alle nach Rußland. Die Frau nahm mich rein in die Wohnung. Da habe ich etwas gegessen und getrunken, und dann ging es weiter.

So kam ich an eine alte Feldscheune, bin hingegangen, siehe da, es war Stroh drin. So habe ich mir ein Bund genommen, habe gewartet bis es dunkel war und habe das Bund Stroh ein Stück weiter weg von der Scheune getragen. Dann habe ich mir mit dem Stroh ein Lager gemacht. In der Scheune wollte ich nicht schlafen. Es war mir zu gefährlich. Ich bin auch gleich eingeschlafen. Es war gut, daß ich es so gemacht hatte. Ich habe fest geschlafen an der frischen Luft. Früh bin ich wieder auf und gleich weitergegangen. Als ich an der Scheune vorbeiging, hörte ich, daß da welche drin waren. Ich bin schnell weitergegangen. Als ich so paar Stunden gelaufen war, kam ein großes Auto. Dieses Mal konnte ich nicht mehr ausweichen, hatte es zu spät entdeckt. Es hielt an. Wohin? Ich habe gezeigt: Immer geradeaus. Mit, sagte er, keine Angst! War ein russischer Soldat, so ungefähr 45-50. Was sollte ich machen, mir blieb ja auch gar nichts anderes übrig. Wir landeten in Lauenburg. Er brachte mich in Lauenburg zu einer deutschen Familie, wo ich über Nacht blieb. Der Russe blieb auch noch eine Weile dort, und wir haben uns, so gut wie es ging, unterhalten. Den anderen Tag bin ich wieder weitergewandert. Bin wieder etliche Kilometer gelaufen, weit und breit kein Haus. Nur alles kaputte Wagen von der Flucht. Da kam wieder ein Auto. Hält wieder an. Mit! Es war ein ganz junger Soldat. Ich habe erst noch etwas gezögert. Er fragte, wohin? Ich sagte, geradeaus. Ich bin dann eingestiegen und in unserer Heimatstadt Stolp gelandet.

Nun hatte ich es bald geschafft. Denn in der Stadt Stolp kannte ich mich aus. Der junge russische Soldat fuhr auf den Stolper

Kasernenhof. Nun, da war was los. Die russischen Soldaten umzingelten das Auto, als sie eine Frau drin sahen. Er aber sagte, keine Angst, ich da.

Sitzenbleiben! Er stieg aus, nahm mein kleines Bündel und kam an meine Seite, machte die Tür auf, ließ mich aussteigen. Blieb aber an meiner Seite, schimpfte mit seinen Kameraden. Brachte mich bis zur Straße und sagte, gut nach Hause. Nun wanderte ich durch die Straßen der Stadt. Es wurde schon Abend. Ich mußte aber noch bis Kublitz, es ist ein Vorort von Stolp. Da hatte ich Bekannte. Ich hatte Glück, sie waren zu Hause. Sie waren freudig überrascht, mich zu sehen, sie baten mich gleich rein. Da konnte ich eine Nacht bleiben. Ich stand schon früh auf, um zeitig aufzubrechen. Ich bin an diesem Tag durch drei Ortschaften gewandert, Lossin, Sanskow und Quackenburg.

In Krussen habe ich halt gemacht, habe bei einem Bauern übernachtet, der meinen Vater kannte.

Je näher ich meinem Heimatort kam, je unruhiger wurde ich. Den anderen Morgen bin ich auch früh aufgebrochen.

Von Krussen bis Wobeser hatte ich Wandergesellschaft bekommen. Aber von Wobeser nach Mellin musste ich wieder alleine drei bis vier Kilometer durch den Wald gehen. In Wobeser traf ich einen Bekannten. Ich fragte ihn, ob er wüßte, ob meine Eltern zu Hause sind. Er glaubte, gehört zu haben, daß sie da sind. Aber willst du alleine durch den Wald gehen, da sind Russen? Ja, ich muß ja wohl. Da wünsche ich dir viel Glück. Es war mir ja etwas unheimlich. Ich war schon am Ende des Waldes, da schrie es: Stoi! Es waren zwei Russen. Wo du hin? Nach Hause. Wo du kommen? Krankenhaus. Ich trug meinen rechten Arm noch im Stützverband. Dokument? Ich hatte zwei Entlassungsscheine vom Krankenhaus, einen in Deutsch, einen in Polnisch. Sie haben sie sich angesehen. Dann, wo du wohnen? Hier gleich dieses Dorf, großes Haus mit viele große Bäume. Karascho, du ge-

Grete Wollny

hen. Ich hatte nur noch eine gute halbe Stunde zu gehen. Bin schnell weitergegangen.

Als ich in die Nähe unseres Hauses kam, entdeckte mich eine Verwandte. Sie fing an zu schreien und lief in ihr Haus. Da wohnte die Schwester von meinem Vater. Meine Tante kam rausgelaufen und rief, wo ist sie, wo ist sie und lief dann über die Straße auf den Hof meiner Eltern und rief zu ihrem Bruder, meinem Vater, Ernst, deine Tochter Grete lebt, sie kommt da auf der Straße.

Ich bin ganz langsam gegangen, meine Kräfte waren am Ende. Mein Vater kam gelaufen, umarmte mich, und Tränen standen in seinen Augen. Mein Vater hatte schon zwei Söhne im Krieg verloren, nun war er froh, daß ich doch noch nach Hause kam. Im Stolper Krankenhaus hatte man mich für tot erklärt. Man hatte nachgeforscht, wo ich geblieben war. Meine Eltern hatten vor den heranrückenden Russen nicht fliehen wollen, da sie sich keiner Schuld bewußt waren. Sie hatten die russischen Ostarbeiter im Dorf auch immer gut behandelt und konnten darauf bauen, daß sie diese vor den russischen Soldaten beschützen würden. Von einer SS-Einheit waren sie aber zur Flucht gezwungen worden. Dann waren sie nach ca. 50 km von der Front überrollt worden. Die Pferde wurden ihnen sofort von den Russen weggenommen, den Fluchtwagen mit dem Fluchtgepäck und allen Papieren übergossen die Russen mit Benzin und verbrannten ihn. Mein Vater wurde eingesperrt, konnte aber entkommen und schlug sich nach Mellin durch. Mein Bruder konnte nachweisen, daß er als Beinamputierter nicht Soldat gewesen war und konnte auch allein nach Mellin gelangen. Ebenso kehrte meine Mutter allein nach Mellin zurück.

Unser Haus war geplündert worden. Meine Eltern fanden noch ein kleines Foto von unserem Haus, mein Vater steht davor. Das ist das einzige Erinnerungsstück an unser Anwesen, das ich

noch besitze. Mein Bruder fand eine Rechnung über die von der bäuerlichen Berufsgenossenschaft bezahlte Reparatur seiner Beinprothese, er hatte als junger Mann bei Waldarbeiten durch einen Unfall ein Bein verloren.

Mit dieser Rechnung als Beweismittel seiner Zugehörigkeit zur Berufsgenossenschaft konnte er später eine kleine Unfallrente erstreiten.

Beim Rückweg nach Mellin hatte sich mein Vater zwei Pferde eingefangen, mit denen wir jetzt unseren Acker etwas bestellen konnten, damit wir leben konnten. Es hat im Dorf einer dem anderen geholfen. Es ging so halbwegs.

Dann kamen die Polen; das, was wir noch gefunden hatten, wurde nun wieder alles geklaut. Meine Eltern haben alles verloren. Die Polen kamen, und wir mußten sie noch ernähren. Unter ihrer Herrschaft haben wir bis Herbst 1946 den Hof betrieben. Am 16. November 1946 mußten wir endgültig raus. Nun, wir hatten jeder wenig. Wir mußten die 25 km bis Stolp laufen. Einige Polen fuhren „ihre“ Deutschen, von denen sie den Hof übernommen hatten, mit dem Wagen nach Stolp. Auch „unser“ Pole fuhr meine Mutter, die sehr schlecht laufen konnte, zeitweise mit dem Pferdewagen. Eine Nacht blieben wir in Stolp auf dem Bahnhof draußen. Es war sehr kalt. Den anderen Tag wurden wir verladen in Kohle- und Schweinewaggons. Vorher wurden wir aber noch richtig gefilzt. Dann sind wir erst in der Nacht, es war schon der 18. November, von Stolp abgefahren. Die sind mit uns in der Kälte spazierengefahren, zwei Tage. Sie haben uns bis Posen gefahren und dann wieder zurück, bis wir endlich in Torgau ankamen. Es war sehr kalt, 15 bis 20 Grad Kälte, und die Waggons waren alle sehr undicht.

Es sind etliche Leute erfroren, aber in unserem Waggon nicht. Zwei Kinder wären in unserem Waggon auch bald erfroren. Ich habe sie immer geschüttelt, bis sie wieder zu sich kamen. Die

Grete Wollny

Mutter schrie, meine Kinder erfrieren. Wir hatten noch Glück. In Torgau sind wir im Dunkeln bei Schnee und Kälte angekommen, nichts war vorbereitet. In den Holzbetten war noch verlaustes altes Stroh drin. Das mußten wir erst alles raustragen und dann neues Stroh reinlegen, das lag draußen im Schnee. Uns war schon so kalt genug. Spät abends bekamen wir noch warmen Tee, Brotzuteilung mit etwas Wurst. Wir waren sehr kaputt! Wir haben nur den Tee getrunken und eine trockene Schnitte gegessen.

Den anderen Morgen haben wir erst unsere Stube sauber gemacht. Unser Frühstück mußten wir aus der Küche holen. Wir lagen 14 Tage in Torgau in Quarantäne. Acht Tage vor Weihnachten wurden wir in Torgau auf dem Bahnhof verladen. Es war grausam kalt. 1946 war ja der kalte Winter. Ausgerechnet zum Abend haben sie uns verladen. In der Nacht kamen wir in Halle (Saale) an. Wir haben dann auf einem toten Gleis gestanden. Es ließ sich keiner sehen. So gegen 11 Uhr vormittags ging aus unserem Waggon eine Delegation aufs Reichsbahnamt und hat gefragt, ob sie uns in den Waggons totfrieren lassen wollen. Es wußte angeblich keiner was von uns. Da haben die von der Reichsbahn es erst mal gemeldet. Dann erst kamen die hohen Herren.

Dann mußten wir aussteigen und bis zur Straße gehen, da stand eine Straßenbahn, die fuhr uns alle bis zur Berliner Brücke, von da aus mußten wir laufen bis nach Diemitz rein, das ist ein Vorort von Halle.

Der Gastwirt Jarowke stellte seinen Saal zur Verfügung und Gastwirt Lenk auch. Wir waren bei Jarowke. Er hat gleich Feuer im Saal gemacht und einen großen Kessel Malzkaffee gekocht. So haben wir uns alle aufgewärmt. Lebensmittelkarten hatten wir keine, jeder hat ein bißchen Brot bekommen. Zum Mittag haben sie ein paar Kartoffeln gekocht. Einmal haben sie von der

Gemeinde Maisbrei gekocht, der aber nicht zu essen war.

Wir wurden schief angesehen. Was wir hier wollten, wir hätten lieber bleiben sollen, wo wir waren. Man wies uns zwar Zimmer zu, aber die Aufnahme wurde uns verweigert. Überall, wo man anfragte, nein, für eine Person nur. Endlich fand ich ein Zimmer, wir waren ja vier Personen. Das Zimmer war zwölf Quadratmeter groß. Die Leute waren auch ganz nett. Nachmittags um 15 Uhr konnten wir dann einziehen. Als wir dann im Zimmer waren, waren meine Eltern und mein Bruder froh, sich mal richtig ausruhen zu können. Die Eltern waren auch nicht mehr die Jüngsten, 60 Jahre. Mein Bruder 28. Seine Beinprothese war kaputt, er konnte ganz schlecht laufen.

Als wir so im Zimmer saßen, rief uns unsere Hauswirtin in die Küche, sie hatte uns Pellkartoffeln gekocht und Zwiebelsoße. Da haben wir uns das erste Mal wieder einigermaßen sattessen können. Lebensmittelkarten haben wir erst ab 1. Januar 1947 bekommen. Für die restlichen Dezembertage gab man uns so eine beschnittene Lebensmittelkarte, es war genau ausgerechnet. Es mußte reichen bis zum 1. Januar 1947.

Kohlen bekamen wir keine. Ich sollte auf den Bahnhof gehen und mir welche klauen. Unsere Wirtin konnte uns nicht immer das Zimmer heizen. Wir brauchten ja auch Kohle zum Kochen. Meine Eltern froren in der Stube, mein Bruder und ich auch. Was blieb mir da anderes übrig, ich ging zum Güterbahnhof und wollte Kohlen klauen, es waren ja so viel Leute da, auch hiesige. Aber mich erwischte die Polizei gleich. Ich mußte 2 Mark zahlen und kam ohne Kohlen zurück. Ich bin dann doch noch mal gegangen, und da hatte ich Glück. Ich bin dann jeden Tag gegangen, sonst wären wir erfroren.

Später bin ich dann zum Bauern in einem Dorf bei Halle in Stellung gegangen, ich bekam nur 40 Mark im Monat. Ein Paar Strümpfe kosteten 300 Mark – ich konnte mir nichts kaufen. Und

Grete Wollny



*Grete Wollny zur Kur 1952*

mein Bauer war geizig, obwohl sie genug hatten. Drei Jahre war ich bei dem Geizhals, dann bin ich da fortgegangen. Mein Bruder ist in den Westen gegangen, im Osten hätte er keine Unfallrente bekommen.

Ich habe dann eine Arbeit in einer Gaststätte angenommen, da habe ich eine schwere Krankheit durch Igelitvergiftung bekommen, Nervenlähmung und Muskelschwund.

Ich war lange krank, fast zwei Jahre an den Beinen gelähmt. Mit meinem zähen Willen habe ich die Krankheit bezwungen, obwohl die Ärzte mich schon aufgegeben hatten. Diese Zähigkeit hat mich auch schon im Danziger Krankenhaus gerettet, ich habe sie wohl von meinen Eltern geerbt. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, wieder gesund zu werden, und mit meinem pommerschen Dickschädel habe ich es geschafft.

Dann habe ich im Karosseriewerk Halle gearbeitet. Keine Arbeit war mir zu schwer. In einer Abteilung hatte ich wieder mit giftigen Dämpfen zu tun, und ich wurde davon wieder krank, deshalb mußte ich diese Arbeit aufgeben. Danach habe ich viele Jahre als Verkäuferin gearbeitet.

Gegen Ungerechtigkeiten habe ich mich immer eingesetzt, habe auch vor Vorgesetzten kein Blatt vor den Mund genommen. Hochmut, Lügen und Faulheit sind mir zuwider.

In Halle habe ich auch geheiratet, mein Mann ist 1981 gestorben. Danach habe ich meinen beinamputierten Bruder zu mir nach Halle genommen und ihn bis zu seinem Tode gepflegt.

Ich lebe jetzt allein. Ich habe mein Auskommen. Ich bin bis jetzt



zufrieden, bin kein anspruchsvoller Mensch.

Im Jahr 2001 bin ich 55 Jahre nach unserer Vertreibung mit einer Reisegruppe nach Köslin gefahren, von dort mit einem Taxi nach Mellin. Der polnische Taxifahrer kannte sich nicht gut aus, aber ich habe hinter Stolp alles gleich wiedererkannt. Mellin ist zum größten Teil verfallen, ich war erschrocken. Eine Polin, die 1945 nach Mellin gekommen ist, hat mich wiedererkannt. Sie hat mir erzählt, wie es im Dorf seither zugegangen ist. Es ist jetzt schon die dritte Generation nach uns ansässig.

Unser Haus steht nicht mehr, der Hof ist verwahrlost. Im ehemaligen Stall ist eine Wohnung eingerichtet. Die dort wohnende Polin kam heraus, als ich vor unserem Hof stand.

Angesichts des heruntergekommenen Grundstückes habe ich sie ausgeschimpft, ich weiß nicht, ob es der polnische Taxifahrer korrekt übersetzt hat.

Ob das nun gerecht war, daß wir unseren Hof wegen des von Deutschland begonnenen Krieges verlassen mußten, da mag man sich ja streiten, aber wenn sie schon unser Eigentum übernehmen, dann müssen sie es auch bewahren.

Der Auffassung bin ich und das habe ich auch der Polin gesagt.

Publikationen des Zeit-Geschichte(n) e.V.

**Von einem der auszog, die Umwelt zu retten: Gespräche mit IM Gerhard alias Walter alias Rolf Hansen alias Henry Schramm, der im November 1989 die Gründung der Grünen Partei Ost betrieb**

Dokumentation von 3 Interviews (1990-1999) mit einem ehemaligen Stasi-Spitzel und Mitgliedern der Ökologischen Arbeitsgruppe Halle (ÖAG)

Broschüre

**Ereignisse im Herbst 89 in Halle/Saale**

Eine Dokumentation mit Berichten, Interviews und Stasi-Akten

Broschüre

Thomas Kupfer/ Wilhelm Bartsch (Hrsg.)

**Zwischen Staatsmacht und Selbstverwirklichung: Eine Dokumentation über die Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren (AJA) in Halle 1969 - 1983**

Broschüre

**Wasja Götze - kein Held: Portrait des halleschen Malers, Liedermachers, Wanderers und Radfahrers**

Video (35 Minuten)

**Halle im Herbst 89/ 99: Interviews aus dem Jahr 1999 mit „ganz normalen Leuten“ über ihre Erinnerungen an Hoffnungen und Ängste im Herbst 89**

Video (45 Minuten)

**Spurensicherung: Urnen von Torgauer Häftlingen auf dem Gertraudenfriedhof Halle/Saale**

Ein Zwischenbericht, Dezember 2000

Broschüre

**Der 17. Juni 1953 in Halle – ein Tag der Zivilcourage**

Dokumentation mit zahlreichen Originalfotos

Broschüre, Postkartenserie, CD-ROM

**Erhöhter Vorkommnisanfall : Aktionen nach der Biermann-Ausbürgerung im Bezirk Halle**

Eine Dokumentation mit zahlreichen Abbildungen,

Broschüre

